

Illustrirte Zeitung.



N. 6.]

Leipzig, Sonnabend den 5. August.

[1843.]

Jeden Sonnabend 1 Nummer von 48 Foliospalten. — Vierteljährlicher Pränumerationspreis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. oder wöchentlich 4 Ngr. — Einzelne Nummern 5 Ngr.

Inhalt.

O'Connell. — Unser Wochenbericht. — Algerien. Land und Volk. — Straßenreinigungsmaschine von Whitworth. — Das große Norddampfschiff. — Ueber die Hoffnungen deutscher Industrie auf einen Handelsverkehr mit China. — Chinesische Zahlungsmittel. — Briefwechsel mit Allen für Alle.

Das Jubelfest der königlichen Landesschule St. Afra zu Regensburg. — Die Großen Wasser im Garten von Versailles. — Ein Reifemärchen. (Fortsetzung.) — Robert Southey's Tod. — Modebericht.

Daniel O'Connell.

Unter allen Lebenden wird in diesem Augenblick Niemand in dem Grade gepriesen und geschmäht, wie O'Connell. Der Eine haßt, der Andere vergöttert sein Thun; die Meisten staunen ihn an wie eine beispiellose Erscheinung. Wir wollen versuchen, die Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes begreiflich zu machen.

Wer hätte nicht von den Indianern gehört, die der Bürger der Vereinigten Staaten durch Bluthunde aufspüren läßt, mit Weib und Kindern vertilgt oder aus dem Lande ihrer Väter nach fernen Einöden vertreibt. Daß es auch solche Unglückliche in Europa gab und daß die freien Engländer ebenso verfahren, ist weniger bekannt. Und doch liegt Irland uns näher.

Vier Jahrhunderte — von 1172 bis 1612 — dauerte die Menschenjagd, welche der Sasse, ein eingebrochener Eroberer, gegen den Celten, den rechtmäßigen Ureinwohner von Irland, führte. Nicht bloß straflos blieb, ein Verdienst war es, Celten todt zu schlagen. Wo man die Menschen nicht erreichen konnte, zerstörte man ihre Wohnungen, vernichtete man ihre Ernten. Mit einem Worte: der Celte wurde behandelt wie die Rothhaut in Amerika, wie der Araber in Algerien. Die Bewohner Irlands ließen sich aber nicht ausrotten; der Celte behauptete sich in den unzugänglichen Mooren und Klüften seines Vaterlandes.

Am Ende hätte die allmächtige Zeit wohl auch den Stammeshaß abgestumpft, wäre nicht ein neuer Zwietrachtspfeil hineingefallen. Die Reformation trennte Protestanten und Katholiken. Was von den Sassen kam, war schon deshalb dem Celten verdächtig; er hing fest an der Ueberlieferung, wurde 13 Jahre — von 1612 bis 1625 — mit wüthendem Glaubenseifer verfolgt und aus der ganzen Provinz Ulster vertrieben, nahm aber dennoch an Macht zu, weil auch ein Theil der Sassen katholisch blieb und das Loos der Verfolgten theilte.

Als der Revolutionskrieg ausbrach, Karl I. sein Haupt auf's Schaffot trug, und Cromwell's eiserne Hand die Zügel ergriff, — von 1625 bis 1660 — hielten die Celten abermals am Hergebrachten fest und blieben königlich ge-

sinnt. Auch das Haus Braunschweig fand sie den bisherigen Fürsten treu und überzog ihr Land mit einem neuen Kriege — von 1660 bis 1692 —. Wie man sie früher als Nichtmenschen, dann als Glaubensfeinde, so behandelte man sie jetzt als Hochverräther. Hinrichtung und Confiscation nannte sich nun der Mord und der Raub; und diese Verfolgungen waren dennoch ein Glück. Mancher Edle theilte sie, und wenn auch grausam, wurde der Celte jetzt doch als Mensch behandelt und in rechtlichen Formen mittels einer sogenannten Strafgesetzgebung — von 1692 bis 1778 — gemartert. Wer den Engländern diente, Protestant war und Grundbesitz hatte, konnte sich gegen den Irländer Alles erlauben; dem Unansässigen, dem Katho-

liken, dem Celten waren bürgerliche und persönliche Rechte abgesprochen; Vermögens- und Freiheitsbeschränkungen mahnten denselben in jedem Augenblicke an seine Knechtschaft.

Und dennoch wuchsen die Bedrückten an Zahl und an Kraft. Als der Unabhängigkeitskrieg in den Vereinigten Staaten, als die französische Revolution die Macht ihrer Dränger anderwärts in Anspruch nahm — von 1778 bis 1800 —, sahen sich diese allmählig zur Gewährung von Milderungen genöthigt. In der Einflüß der celtisch-katholischen Arbeiterbevölkerung stieg in dem Grade, daß das Uebergewicht der englisch-protestantischen Grundeigentümer gefährdet erschien und man deshalb im Jahr 1800



Daniel O'Connell

die Selbstständigkeit der in einem Parlament zu Dublin ausgeübten Gesetzgebung aufhob und die Vertretung Irlands mit dem Reichsparlament zu London verschmolz, um sie desto leichter bewältigen zu können. Dies ist die sogenannte Union, deren Wiederauflösung mit dem Ausdrück Repeal bezeichnet wird.

Haben auch nach der Vereinigung mit England bedeutende Milderungen in der Behandlung von Irland stattgefunden, worunter die sogenannte Emancipation der Katholiken oder die Abschaffung von Eiden, welche den Glaubenssätzen dieser Kirche widersprachen und deren Mitglieder daher von Ämtern und aus dem Parlament ausschlossen, die bedeutendste ist, so sind dieselben doch sämtlich erzwungen, keine ist demselben freiwillig zugestanden worden und noch befindet sich Irland in einer beispiellos unglücklichen Lage. Neun Zehntel des nughbaren Bodens gehören einigen wenigen Grundeigenthümern, die beständig auswärtig leben und ihre Einkünfte entweder in London, oder in Paris, Neapel oder sonst auf dem Festland verzehren. Ihnen muß jährlich der Ertrag des Landes und die Frucht der darauf verwendeten Arbeit hingeschickt werden, und sie verausgaben ihre Einnahmen nicht zur Bezahlung von Dienstleistungen und zum Ankauf von Fabrikaten ihrer Landsleute, sondern verschleudern sie an Tänzerinnen und Sängerinnen des Auslandes, und auf allen den Wegen, die den Reichtum der Engländer in der ganzen Welt sprichwörtlich gemacht haben. Dieser stets offene Schlund verschlingt Irlands Wohlstand um so rascher, weil die geringe Anzahl der Grundbesitzer und die große Menge der auf Pachtung und Tagelohn angewiesenen Bevölkerung eine solche Concurrenz in der Pachtbewerbung und beim Arbeitssuchen hervorruft, daß Einer immer den Andern überbietet und auch ohne Aussicht, den versprochenen Pacht vollständig bezahlen oder mit dem geringen Lohn auskommen zu können, schon froh ist, wenigstens auf einige Zeit gegen den Hunger geschützt zu sein. Auf diese Weise hat sich in Irland das System der Verpachtung auf beliebige Kündigung in einem Grade entwickelt, wie nirgends sonstwo. Während in andern Ländern, wo nicht Erbpacht, doch mehrjährige, bestimmte Pachtfreisten gebräuchlich sind, kann in Irland der Pächter augenblicklich entfernt werden, sobald ein Mißwachs ihm einmal die rechtzeitige Abtragung des Pachtgelds unmöglich macht oder eine von ihm ausgegangene Verbesserung des Bodens Aussicht auf einen höhern Pachtschilling gewährt. Die verschwenderischen und hartherzigen Grundbesitzer benutzen diesen Umstand zu fortwährender Steigerung der Pacht, und für die Bodencultur in Irland hat es die Folge, daß Niemand etwas darauf verwenden mag, da er nicht sicher ist, selbst den Nutzen davon zu ziehen. Auf diese Weise versinkt die Bevölkerung in Armuth und Trägheit; Noth und Verzweiflung führt zu Verbrechen; Gewaltthaten und Mord gegen den Verwalter, der einem Pächter kündigte, wie gegen den Bauer, der das Gut wieder pachtete, finden fast täglich statt; dies veranlaßt Ausnahmegesetze und Zwangsmaßregeln, die statt dem Uebel abzuhelfen, nur neue Beschwerden hervorrufen. So ist Irlands Lage jetzt. Sie entstand aus der Verfolgung der Celten, der Bedrückung der Katholiken, der Beraubung der Jacobiten, wodurch alles Grundeigenthum in einige wenige Hände kam und die Ausbildung eines Standes von kleinen Eigenthümern oder doch erblichen Pächtern verhindert wurde. Verschlimmert wird sie durch die Abwesenheit der Grundeigenthümer selbst, die zum großen Theil auf dem Mangel einer heimischen Regierung, und der Entfernung des Parlamentes beruht, welche dem Reichen und Vornehmen Beschäftigung und Unterhaltung zu gewähren vermöchten. Ihre Abhülfe erschwert eine Menge anderer Uebelstände, die zwar meistentheils aus ihr hervorgegangen sind, aber erst nach ihr wieder verschwinden würden.

Ein Volk in dieser Lage kann unmöglich ruhig sein; einer so gerechten Sache kann es nicht an Vertheidigern fehlen. Ihre nächsten und natürlichsten Wortführer sind die katholischen Geistlichen, die dort ohne Befolgung ganz durch freiwillige Beiträge ihrer Gemeindemitglieder unterhalten werden. Kein Wunder, daß sie, von der Meinung des Volks abhängig, ein Ausdruck desselben sind, daß sie den Einfluß besitzen, ohne den sie nicht bestehen könnten. Allein eben weil sie ihrer Herde so nahe steht, besitzt die katholische Geistlichkeit in Irland nicht die Bildung, um mit Erfolg gegen die weltliche Macht der englischen Gesetze anzukämpfen. Zu diesem Zweck bedurfte Irland eines rechtsgelehrten Sachwalters, und dies ist O'Connell.

Auf der Südwestküste Irlands, am Busen des atlantischen Oceans, in einem wilden Gebirgsdistrict, von armen Aeltern, die aber einer irischen Fürstenfamilie verwandt waren, um das Jahr 1775 geboren, sollte O'Connell anfänglich Geistlicher werden, und wurde zu diesem Beruf in einem

französischen Jesuitenkloster erzogen. Der Scharfblick des Ordens oder frühe Selbsterkenntniß bestimmten ihn später, die Rechtswissenschaft zu studiren, und 1798 trat er als Advocat in Dublin auf. Seine derbe Beredsamkeit verschaffte ihm Ansehen. Schon 1809 war er ein bedeutendes Mitglied des katholischen Vereins, einer der mannigfaltigen Verbindungen, in denen die Irländer die ihnen versagten Staatsrechte von jeher zu erstreben gewohnt waren. Eine schmähende Aeußerung über den protestantischen Stadtrath in Dublin verwickelte ihn 1815 in einen Zweikampf mit dem Alderman d'Estre, worin dieser fiel, was O'Connell seitdem als Grund angiebt, sich allen Ausordnungen zu entziehen, die sonst von der vornehmen Jugend schon längst benutzt sein würden, um sich eines so gefährlichen Feindes ihres Standes zu entledigen. Auch mit Peel, der damals Regierungssecretär in Irland war, gerieth O'Connell in einen ähnlichen Zwist, der aber nicht bis zum Kampf gedieh.

Politisch handelnd trat O'Connell 1821 zum ersten Mal auf. Von jeher hatte er den Grundsatz geltend gemacht, auf Irlands gerechte Forderungen müsse man auch Abschlagszahlungen annehmen, da man durch diese in den Stand gesetzt werde, den Rest um so gewisser einzutreiben. Als daher Georg IV. Irland besuchen wollte, wurde der Plan gemacht, den König persönlich zu gewinnen, damit er Irland und England wie zwei, gleich Hannover und England, neben einander gestellte Staaten behandle. In dieser Absicht empfing man den König überall mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen, und O'Connell selbst überreichte ihm bei seiner Landung in Dublin eine Krone aus irländischen Lorbern. Aber Georg IV. war kein Mann für die Irländer. Als er nach London zurückkam, dankte er ihnen öffentlich, daß sie ihn auf seiner Reise nicht mit ihren Klagen behelligt hätten. Diese schmachvolle Herzlosigkeit empörte das ganze Land, und jetzt begann O'Connell das System der Aufwiegelung, was er bis zum heutigen Tage fortsetzt und die deutschen Zeitungen in ihrer Scheu vor seiner Verbtheit mit Agitation bezeichnen. Sein Zweck ist, alle Irländer allmählig zur Theilnahme an seinen Bemühungen für die Abstellung der Leiden ihres Vaterlandes anzuregen, an den Gedanken eines selbstständigen Staates: Irland, unter einem mit England gemeinschaftlichen König zu gewöhnen und durch Organisirung der ganzen Volkskraft ohne irgend eine Uebertretung der Gesetze, welche die Regierung zum verfassungsmäßigen Einschreiten berechtigen könnte, die verlangten Zugeständnisse den Engländern entweder nach und nach abzutrotzen oder am Ende in einem bedrängten Augenblick plötzlich mit Gewalt zu entreißen.

Sein erster Schritt auf dieser Bahn war die Geltendmachung des Grundsatzes, daß die Irländer auch Katholiken zu Vertretern im Unterhause wählen könnten, was bis dahin unterblieben war, theils weil man die Mißachtung kannte, in der die Mitglieder dieser Kirche bei den Engländern standen, theils wegen der Unmöglichkeit, den beim Eintritt ins Parlament erforderlichen Eid zu leisten. O'Connell lehrte dagegen, wählt nur erst katholische Vertreter, die Zulassung wird man ihnen dann schon gewähren, oder sie werden sich dieselbe zu verschaffen wissen. Er selbst wurde auch wirklich 1828 zum Mitgliede des Unterhauses für die Grafschaft Clare gewählt, und sein Erscheinen im Parlament brachte die Emancipationsfrage soweit vorwärts, daß bereits 1829 die Eide, welche ihm den Zutritt unmöglich machten, vollständig abgeschafft wurden. Damit dies aber nicht völlig wie ein ihm gemachtes Zugeständniß erscheine, fügte man die Clausel hinzu, daß jedes vor Erlassung der Emancipationsacte gewählte Mitglied die alten Eide leisten müsse. Demgemäß war O'Connell genöthigt, sich von Neuem wählen zu lassen, was dann auch 1830 geschah.

Dieser bedeutende Erfolg hatte einerseits O'Connell's Kühnheit, andererseits den Zorn seiner Gegner erhöht, und so ließ ihn die Regierung 1831 wegen Verlegung eines zur Aufrechthaltung der Ruhe bestimmten Zwangsgesetzes verhaften. Allein der Parteistreit zwischen Whigs und Tories nöthigte den König zu einer Auflösung des Parlamentes, ehe das betreffende Gesetz, welches, wie viele Ausnahmsbestimmungen, nur bis zum Schluß der nächsten Parlamentssession gültig war, erneuert werden konnte, so daß O'Connell ohne Weiteres freikam. Unmittelbar darauf gelangte ein Whigministerium zur Gewalt und versuchte ihn durch eine Beförderung in der Advocatur, durch das Anerbieten einer Oberrichterstelle, durch Begünstigung der von ihm empfohlenen Amtsbewerber oder Parlamentscandidaten persönlich zu gewinnen. O'Connell schlug die Anstellung aus und blieb, was er gewesen: Sachwalter seines Vaterlandes, und damit er demselben desto vollständiger seine ganze Zeit und alle seine Kräfte widmen

könne, ist seit längerer Zeit unter Mitwirkung der Geistlichkeit die Einrichtung getroffen, daß jährlich an bestimmten Tagen durch Kirchencollecten freiwillige Beiträge zur Entschädigung für das Aufgeben seiner höchst bedeutenden Praxis gesammelt werden, die unter dem Namen O'Connell's Rente bekannt sind, ihm jedoch bei seinen Gegnern den Schmähnamen eines Bettlers und Betrügers der Armen zugezogen haben. Daneben unterließ O'Connell nicht, auch das Verbindungswesen zu pflegen, indem er, so wie die Theilnahme des Volkes größer wurde, die gebräuchlichen Beiträge zu den Vereinszwecken anfänglich von 5 auf 1 L. und später sogar auf 1 Schilling jährlich herabsetzte. Den Namen und den ausgesprochenen Zweck dieser Verbindungen wechselte er, so oft deren Thätigkeit sich überleitete und in vorzeitigen Zwiespalt mit den Gesetzen zu kommen Gefahr lief. Katholischer Verein, Vorläuferverein, Repealverein sind einige von den Benennungen, deren er sich nach und nach bediente, und in diesem Augenblick umfaßt der Repealverein einen so bedeutenden Theil der Bevölkerung, daß die monatlichen Beiträge von 1 Penny — 12 Pence sind 1 Schilling, 20 Schilling sind 1 Pfund Sterling oder 6 2/3 Thlr. — für jedes Mitglied wöchentlich eine Einnahme von 2 bis 3000 L. St. gewähren. Sollte die Regierung gegen den Repealverein einschreiten, so dürfte er wieder eine andere Form wählen und eine Nationalverbindung oder dergleichen aufs Tapet bringen, wie der Grundsatz des englischen Staatslebens, daß man Alles thun dürfe, was nicht ausdrücklich verboten ist, es ihm erlaubt.

Unter dem Whigministerium saß O'Connell für verschiedene Districte, unter andern auch für die Hauptstadt Dublin, mit 20 — 30 Verwandten und Freunden im Unterhause, und gab durch die Stimmen seiner Anhänger, O'Connell's Schweif genannt, nicht selten den Ausschlag, so wie er namentlich zur Aufrechthaltung dieses Ministeriums beitrug, als dessen Majorität bis auf 1 oder 2 Stimmen gesunken war. Seitdem das jetzige Toryministerium am Ruder ist, welches seiner Feindseligkeit noch im vorigen Jahre sehr unstaatsmännisch den Zügel schießen ließ, als es ihm, damaligem Lord Mayor von Dublin, bei der Geburt des Prinzen von Wales die übliche Ertheilung der Ritterwürde versagte, erscheint O'Connell nicht mehr im Parlament, weil er dort doch nichts auszurichten vermöchte. Dagegen zieht er nun fortwährend in Irland umher, beruft Versammlungen, bei denen sich unter Anführung ihrer Priester zuweilen eine halbe Million Menschen einfindet und hält Reden ans Volk, die immer kräftig, oft derb, stets klar, zuweilen anregend, zuweilen beschwichtigend sind. Das allgemein verständliche und überall drückende Verhältniß der Pächter zu den Grundbesitzern, die Vernachlässigung, wo nicht Mißachtung des Katholicismus in England, die Stammesabneigung zwischen Sassen und Celten bilden natürlich den Hauptgegenstand seiner Reden. Außerdem spricht er von den Abgaben, welche die Katholiken an protestantische Geistliche zahlen müssen; von der Kostspieligkeit der neu eingerichteten Armenverpflegung und den Beschränkungen, an die der Genuß von Almosen geknüpft ist; von der Gewalt, die sich in den Händen der protestantischen Stadträthe befindet; von den Ausnahmsgesetzen, wozu das Verbot gehört, ohne Erlaubniß Waffen zu besitzen, denen die Irländer unterworfen sind; von der Staatsschuld von 840 Mill. L., die Irland zu gleichen Theilen mit England tragen soll, obwohl es bei der Vereinigung bloß 20 Mill. L., England aber bereits 446 Mill. L. schuldig gewesen sei. Ferner berechnet er, daß Irland im Verhältniß zu seiner Größe und Volkszahl weit mehr Vertreter im Unterhause haben müßte, daß dort wegen der Armuth des Landes nicht so viel Vermögen zur Vorbedingung für die Ausübung des Wahlrechts gemacht werden dürfe und dies nie ohne Wirkung. Als einziges Hülf- und Rettungsmittel bezeichnet er dann die Wiederherstellung eines selbstständigen Parlamentes in Dublin, und schildert mit glühenden Farben die wohlthätigen Folgen, welche die dadurch veranlaßte Rückkehr der reichen Grundbesitzer auf die Belebung des Verkehrs und aller Nahrungszweige im Inlande ausüben würde.

Überall und zu allen Zeiten, wenn wichtige Interessen einer großen Menschenzahl in Frage kamen, fanden und finden sich Leiter und Wortführer. In England selbst ist dies eine tägliche Erfahrung. Die Chartisten, welche nichts besitzen, als ihre Arbeitskräfte und Beschäftigung für diese verlangen, ohne durch Concurrenz darum den Lohn herabdrücken zu müssen, haben ihren Lowell für den besonnenen, ihren O'Connor für den gewaltthätigen, ihren Duncombe für den staatsklugen Theil. Den Handels- und Fabrikstand führen Cobden, Billiers, Bowring im Kampf um wohlfeiles Brod gegen die Gutsherren an. Die Lords J. Russell und Palmerston sind die Fürsprecher der Freiheit

bei den Vertretern der Ordnung. Was unterscheidet nun O'Connell's Stellung von dem Wirken dieser und ähnlicher Männer? Er steht allein und ist seinen Anhängern weit mehr überlegen. Auch andere Parteiführer können den ersten Platz einnehmen, allein neben und dicht hinter ihnen steht eine solche Menge gleichberechtigter Mitbewerber, daß ihre eigene Wichtigkeit dadurch ebenso vermindert wird, wie ein Berg in hügeliger Umgebung minder hoch erscheint. O'Connell hat keinen Nebenbuhler, und seine Weltkenntnis und Geistesbildung erhebt ihn ebenso sehr über die große Masse der Irländer, welche er anführt, wie einst Moses über das jüdische Hirtenvolk, welches er nach Canaan führen sollte, hervorragte.

Daß die Vereinzelnung O'Connell's einen Hauptcharakterzug seiner eigenthümlichen Stellung bildet, tritt noch klarer hervor, sobald man ihn mit Wellington, dem Führer seiner Gegner, vergleicht. In diesen beiden Männern prägt sich das ganze Wesen der beiden Parteien, in welche die acht Mill. Bewohner Irlands zerfallen, auf das Ueberraschendste aus. O'Connell ist gemüthlich, phantasiereich, lebendig, beweglich, heftig, zuversichtlich; Wellington kalt, ernst, fest, ruhig, trocken, hart, übermüthig. Der Erste erscheint arm, schmutzig, träge, unwissend, der Sasse reinlich, wohlhabend, geschickt und betriebsam. Veten und Messeliesen auf der einen, die Schärfe des Schwerts und ungemeines Selbstvertrauen auf der andern Seite. Wie O'Connell ist auch Wellington in Irland geboren, in Frankreich erzogen. An der Spitze zweier feindlicher Lager stehen sie sich jetzt gegenüber, und doch welch ein Unterschied! O'Connell vertritt ein ganzes gemüthvolles Volk, Wellington, selbst Abenteurer, — eine entartete Partei. Stirbt Jener, so ist Keiner da, der ihn völlig ersetzen könnte; neben und hinter Wellington steht eine große Anzahl von Männern, die seine Stelle einnehmen und vollkommen ausfüllen würden; allein Wellington ist von O'Connell schon zweimal besiegt, O'Connell steht nach hundert Rückzügen noch unbesiegt da, und der Tag seines letzten Sieges ist ein Siegesfest der Menschheit.

Unser Wochenbericht.

Deutschland.

Raum hat wohl irgend eine Nachricht über eine beim Deutschen Bunde angelegte Maßregel so allgemeine Zustimmung in Deutschland gefunden, als die von der Aenderung einer gemeinsamen deutschen Flagge. Der Antrag dazu soll von Oesterreich in Gemeinschaft mit den Hansestädten ausgegangen sein, und zwar sollen die Farben der Flagge schwarz, roth und gelb sein, während die Symbole des Reichsadlers und des eisernen Kreuzes Deutschlands ältere sowohl, als neuere Zeit, und dabei zugleich seine zwei mächtigsten Staaten: Oesterreich und Preußen, repräsentiren würden. Daß der Antrag gerade von Oesterreich und den Hansestädten ausgegangen, ist ein Beweis mehr, wie sehr gerade diese beim Seehandel Deutschlands verhältnißmäßig am meisten theilhaftigen Staaten das Bedürfnis des Zusammenhaltens mit allen übrigen, und zwar auch auf dem Gebiete des Handels und des Völkerverkehrs, empfinden. Heil uns, Heil allen Deutschen, wenn in ihnen das Bewußtsein dieses Bedürfnisses immer deutlicher, immer allgemeiner wird! Bilden sie einmal erst nicht bloß auf dem Bunde, sondern auch auf dem Meere, in den Kanälen und an den Handelsplätzen des Auslandes ein Land und ein Volk, dann werden sie mit größerm Rechte den von den Holländern angenommenen niederdeutschen Sinspruch: „Vereenigd makkt Magt“ — was die Belgier durch „L'union fait la force“ in ihr Wappenschild übertragen haben — auf ihre Flagge setzen können.

Oesterreich besitzt zwar bereits eine ziemlich ansehnliche Marine: es zählte 1840: 8 Linienfahrer — abgetakelt — 8 Fregatten, 4 Korvetten, 6 Briggen, 7 Galeotten, mehrere Dampfschiffe und viele kleinere Fahrzeuge; diese österreichische Marine hat jedoch einen mehr italienischen, als deutschen Charakter, zum Theil weil sie noch unmittelbar an die Seemacht des ehemaligen Freistaates Venedig sich anknüpft, wo sie auch noch ihren Kriegshafen und ihre Arsenalen besitzt, und zum Theil weil ihre Equipage nur aus der italienisch redenden Bevölkerung des venetianischen, illyrischen und dalmatinischen Littoral recrutirt wird. Gleichwohl würde Oesterreich, da der wichtigste seiner Häfen, der von Triest, zum deutschen Bunde gehört, sehr leicht auch einem Theile seiner Marine einen ausschließlich deutschen Charakter verleihen können, wie denn auch der jugendliche Seeheld, Erzherzog Friedrich, der sich vor zwei Jahren bei Saida und Acre so ausgezeichnet, ein Sohn des echt deutsch gesinnten Erzherzogs Karl und selber ein warm führender Deutscher ist.

Preußen hat in diesem Jahre zu einer Flotte, die es seit der Zeit des großen Kurfürsten — 1680 — nicht mehr besitzt, den ersten Grund wieder gelegt. Am Johannistage wurde in Stettin das erste Marineschiff Preußens und des deutschen Zollvereins, die Kriegscorvette „Amazone“, vom Stapel gelassen. Zum Commandeur dieses Schiffes, das 14 Kanonen und eine Besatzung von 100 Mann und darüber führen kann, ist der aus Westfalen gebürtige frühere dänische See-Offizier, Baron von Dirckink-Helmfeldt, ernannt. Es heißt zwar, daß dieses Schiff vorläufig nur die Bestimmung habe, zu nautischen Übungen für Marine-Jünglinge zu dienen; da jedoch hinzugefügt wird, daß Preußen auch

im Begriff sei, drei Kriegsdampfschiffe bauen zu lassen, so dürfen wir wohl in jenen Marine-Jünglingen keine bloßen Kaufahrer, sondern die künftigen Offiziere einer Kriegsflotte erblicken. Prinz Adalbert von Preußen, ein Vetter des Königs, der in diesem Jahre von einer nach Brasilien unternommenen Reise zurückgekehrt, beschäftigt sich bereits seit längerer Zeit mit dem Studium der verschiedenen europäischen Marinen, und scheint dazu bestimmt zu sein, ebenso wie über die Artillerie, die bis jetzt vom Prinzen August commandirt wurde, auch über die entstehende Seemacht den Oberbefehl zu erhalten. Quod felix faustumque sit!

Einstweilen und bis ihr auch ein bewaffneter Schutz zu Theil wird, möge jedoch die deutsche Handelsmarine wach und thätig bleiben, um selber für sich und die einheimische Industrie zu sorgen. China wird heftigst nicht bloß für England, Nordamerika und andere Seestaaten, sondern auch für Deutschland seine seit Jahrhunderten geschlossenen Häfen geöffnet haben.

Zur Beförderung des innern Verkehrs wie des Seehandels haben Preußen und Hannover unterm 17. Mai die Ratificationen eines des Ems-Schiffahrt betreffenden Vertrages ausgetauscht, durch welchen nunmehr der letzte von den in der Wiener Congreßacte bezeichneten deutschen Flüssen seiner bisherigen Fesseln entledigt wird. Der bis jetzt von Hannover auf der Ems erhobene Durchfuhrzoll — 5 1/2 Thaler für die Last — fällt nun weg und es tritt dafür unter dem Namen Emszoll eine einfache Schiffahrtsabgabe ein, die in beiden Staaten zusammen nicht mehr als 2 Thlr. für die Last beträgt, für die meisten, weniger werthvollen Artikel jedoch verhältnißmäßig und zwar bis auf 1/10 reducirt wird. Außerdem hat Preußen sich anbeischig gemacht, seinen bis tief in Westfalen hinein sich erstreckenden Theil der Ems, wo er es noch nicht ist, vollkommen schiffbar zu machen und die Hauptstadt Münster durch eine Chaussee mit der Ems zu verbinden. Es ist dies vielleicht als der erste Schritt zu der bereits von deutschen Blättern häufig besprochenen Anlage eines Canals zwischen der Ems und dem Rhein zu betrachten, durch welchen den Holländern die Herrschaft über den rheinländischen Seehandel entzogen und das westliche Deutschland endlich in directe Verbindung mit dem Meere kommen würde.

Am 14. Mai wurde in Düsseldorf der Landtag der preussisch-rheinländischen Provinzialstände eröffnet. Hatte sich bereits auf andern provinzialständischen Versammlungen, namentlich in Königsberg und Posen, gezeigt, daß der Geist derselben den Kinderschuhen, die sie in den ersten Jahrzehnten ihrer Begründung getragen, entwachsen sei, so gab sich der rheinische Landtag gleich bei seinem Auftreten als eine politisch gereifte Körperschaft zu erkennen, die von dem, was ihr selbst, ihrer Provinz und dem gesammten Deutschland noth thut, vollkommen durchdrungen sei. Außer den, auch von den anderen Landtagen begutachteten, unerheblichen Propositionen und Gesetzentwürfen war dem rheinischen der Entwurf eines Communalgesetzes, sowie zu dem preponirten neuen Strafgesetzbuch ein Gesetzentwurf über dessen Beziehungen zu der am Rheine geltenden — französischen — Gerichtsbarkeit überhaupt vorgelegt worden. Beide Gegenstände, das Communalgesetz und das Strafgesetzbuch, hatten bereits vor Beginn des Landtages die Aufmerksamkeit der Provinz in hohem Grade erregt, und besonders in Bezug auf letzteres waren fast aus allen Städten Petitionen eingegangen, in denen man sich gegen die in dem Strafgesetze, nach der bisherigen Gesetzgebung der älteren preussischen Provinzen, beibehaltene Unterscheidung der Stände hinsichtlich der Strafen, sowie gegen die Strafe der körperlichen Züchtigung überhaupt, auf das Entschiedenste aussprach. Fast durchgehendes war mit diesen Petitionen das Gesuch verbunden, daß die Regierung den Gesetzentwurf zurücknehmen möge und dabei zugleich die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn der Rheinprovinz ein neues mit der ganzen Monarchie gemeinsames Strafgesetzbuch gegeben werden solle, es nur ein solches sein dürfe, welches, auf rechtlichen Grundlagen beruhend, dem Culturzustande der Provinz entspreche, und mit Beseitigung aller administrativen Willkür auf die Gleichheit vor dem Gesetze, auf die am Rhein bestehende Gliederung der strafgerichtlichen Behörden, auf die Trennung der Thatfrage von der Rechtsfrage vor dem Geschworenengerichte, berechnet sei, und dergestalt das in der Rheinprovinz sich vorfindende Gute nicht nur beibehalte, sondern auch den übrigen preussischen Provinzen zufließen lasse; daß aber vor Allem ein diese Bedingungen in sich fassender Entwurf eine geraume Zeit vor seiner Discussion der Öffentlichkeit übergeben und den rheinischen Gerichtshöfen zur Begutachtung vorgelegt werden möge. Diesen Ansichten der Bevölkerung war der landständische Ausschuss, der sich mit einer gründlichen Veruntersuchung der Frage beschäftigt hatte, im Wesentlichen beigetreten; nicht nur aus dem Strafgesetzentwurf selbst, sondern auch aus dem damit verbundenen Gesetze über die Competenz der rheinischen Gerichte hatte derselbe die Ueberzeugung von der Unvereinbarkeit desselben mit den rheinischen Institutionen geschöpft; demnach stellte der Ausschuss den Antrag: „Die hohe Ständeversammlung wolle des Königs Majestät unterthänigst bitten, die Einführung des mitgetheilten Entwurfs in der Rheinprovinz nicht zu beschließen, dagegen aber Allerhöchstdiät zu verordnen, daß unter Zugrundelegung der rheinischen Gesetzgebung und der von dem Ausschusse verfaßten Arbeit ein neuer Entwurf des Strafgesetzbuches ausgearbeitet, solcher den rheinischen Gerichten zur Begutachtung, der Presse zur Veröffentlichung und sodann dem nächsten Landtage zur nochmaligen Prüfung vorgelegt werde.“ — Der Antrag wurde von der Versammlung, nachdem dieselbe den Bericht des Ausschusses vollständig angehört, und zwar ohne erst an eine Prüfung der Gesetzentwürfe in der Plenarversammlung selbst zugehen, einstimmig angenommen.

Dieses Resultat machte in der Rheinprovinz die freudigste Sensation. Von allen größern Städten liefen Dankadressen an den Landtag ein; von Köln jedoch zogen, bald nachdem die Nachricht von der Verwerfung des Strafgesetzes bekannt geworden, 1000 — 1200 Bürger auf zwei großen Rhein-Dampfschiffen nach Düsseldorf, um dem Landtage persönlich ihren Dank zu überbringen. Es war dieser Act der Öffentlichkeit eine politische Demonstration, wie sie in Preußen bisher noch niemals vorgekommen und er machte daher sowohl auf die Rheinprovinz selbst, als auf das ganze übrige Deutschland einen überraschenden Eindruck. Die Bürger Düsseldorf's, nachdem sie von der Abends erfolgten unerwarteten Ankunft ihrer kölnischen Mitbürger Kunde erhalten hatten, hielten sie in einem großen Fackelzug ein und diese richteten dann eine Deputation an den Landtags-Marschall, Fürsten von Selms-Lich, der ihre Adresse im Namen des Landtags erwiederte und die Dankadresse der Bürger entgegennahm. Festlichkeiten hier sowohl als an anderen Orten schlossen sich dem an und gaben Zeugniß von dem wachsenden politischen Bewußtsein des Landes und von dessen Anhänglichkeit an Gesetz und Ordnung.

Das dem Landtage vorgelegte Communalgesetz ist das Resultat einer mehr als zwanzigjährigen Verhandlung der Regierung mit der Provinz über das größere oder geringere Maß von Freiheit und Selbstständigkeit, welches den Communen zu verleihen sei. Die älteren preussischen Provinzen besitzen bekanntlich schon seit dem Jahre 1808 eine Städte-Ordnung, deren freisinnige Bestimmungen noch von dem echt deutsch gesinnten Minister, Freiherrn von Stein, herrühren. Diese Bestimmungen wurden zum Theil durch die „revidirte Städteordnung“ vom Jahre 1831 abgeändert, jedoch blieb es der Wahl derjenigen Städte, die bereits im Besitze der älteren Städte-Ordnung waren, überlassen, ob sie die neuere annehmen wollten, oder nicht. Die Rheinprovinz lebte sowohl die eine als die andere ab, und zwar hauptsächlich wegen des darin ausgesprochenen Principes der Trennung der Stadt von den Landgemeinden. Also auch hierbei ging die Provinz von dem ehrenwerthen Grundsatz bürgerlicher Gleichheit vor dem Gesetze aus, und dieser Grundsatz war es auch, der bei der Erwägung des nunmehr zur Verathung gekommenen besondern rheinischen Communalgesetzes vorherrschte. Alles, was diesem Grundsatz nicht entsprach, ward aus dem Gesetzentwurf entfernt, und so ist derselbe, wie er jetzt dem Könige zur Genehmigung vorliegt, einerseits der freisinnigen Städteordnung von 1808 näher gebracht, während darin andererseits auch der Begriff und das Recht des Staatsbürgers für Städte, sowohl als für Landbewohner mit Beseitigung aller religiösen Unterscheidungen — hinsichtlich der Juden — aufrecht erhalten worden.

Auf den Antrag des Landtages hatte der König genehmigt, daß die Verhandlungen desselben unter Zuziehung von Stenographen in vollster Ausführlichkeit und ohne andere Censur, als die eigene, publicirt werden. Die rheinländischen Blätter waren daher auch während der letztverfloffenen Wochen voll von Berichten darüber, wobei nur zu bedauern bleibt, daß die Namen der Redner nicht genannt werden, denn es würde dadurch den Lesern ein viel sichereres Moment der Anknüpfung und der Erinnerung, als durch die bisherige Weise, gewährt.

Dem Antrag eines Vertreters der Ritterschaft, die Regierung um Dotation der katholischen Geistlichkeit anzufragen, wie sie in der päpstlichen Bulle *De salute animarum* verheißen sei, nämlich durch grundsätzliche Eintragung der Dotation auf die Staatswaldungen, ward vom Landtage keine Folge gegeben, nachdem ein Schreiben des Cultusministers vorlesen worden, wonach die betreffenden Unterhandlungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle fortwährend im Gang sind und nur in Rom seit zwei Jahren eine Verzögerung erlitten haben.

Die gegen den Pöfener Landtag Seitens der Regierung ausgesprochene Drohung, ihn nicht in verfassungsmäßiger Weise alle zwei Jahre einzuberufen, hatte beim rheinischen großen Bedenken erregt und hier den Antrag hervorgerufen, Sr. Maj. zu bitten, den Einfluß Preußens in Deutschland geltend zu machen, damit in der Errichtung eines obersten Bundesgerichtes die Sicherheit des deutschen Rechtszustandes thätlich begründet werde. Dieser Antrag fand zwar vielfache Unterstützung, ward jedoch schließlich mit 10 Stimmen gegen 30 abgelehnt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ein Bundesgericht auf Preußen, welches bis jetzt noch gar keine eigentliche Landesverfassung besitze, auch keine Anwendung finden könne. Der damit verbundene besondere Antrag auf den Ausdruck einer Besorgnis über den königlichen Bescheid auf die Pöfener ständische Adresse ward mit 69 gegen 4 Stimmen verworfen.

Am 1. Juli trat in Berlin das für die preussische Monarchie constituirte Obercensurgericht ins Leben. Es besteht dasselbe aus einem Präsidenten — dem wirkl. Geh. Oberjustizrath und Secretär des Staatsraths Bernemann — aus fünf dem Justizministerium oder den höchsten Gerichtshöfen angehörenden Räten, einem Rathe des Ministeriums des Innern, einem Rathe des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, einem Rathe des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und einem Professor der Berliner Universität; zusammen also aus einem Präsidenten und zehn Mitgliedern. Ob und wie sich der Einfluß dieser mit dem Rimbuss der richterlichen Gewalt umgebenen Behörde auf die deutsche Presse äußern wird, muß bereits die nächste Zukunft lehren, da ihr schon bei ihrem Zusammentritt eine Anzahl interessanter Fragen zur Entscheidung vorgelegt werden. Da ein Gericht nicht nach bloßem Gutdünken und noch viel weniger nach ministeriellen Rescripten, sondern nur nach Gesetzen entscheiden kann, das preussische Landrecht jedoch hinsichtlich der erst in der neuern Zeit zu sträflichen Vergehen erhobenen Censurüberschreitungen



Erzherzog Friedrich von Preußen.

fast gar keinen Anhalt darbietet, so ist durch eine königl. Verordnung vom 30. Juni sämtlichen bisher nur in der Form von Ministerial-Rescripten vorhandenen Beschränkungen der Presse, soweit dieselben auch fernerhin aufrecht erhalten werden, Gesetzeskraft verliehen worden. Neben den Beschränkungen sind in dieser Verordnung jedoch auch zwei Erleichterungen ausgesprochen, von denen die eine minder wesentlich ist: nämlich die Erlaubniß, Schriften, die auf Anordnung einer Staatsbehörde im Bereich oder für den Zweck ihrer amtlichen Wirksamkeit gedruckt werden, ebenso wie die unter Autorität der Akademie der Wissenschaften und der Universitäten erscheinenden Schriften, ohne Genehmigung der Censur herausgeben zu dürfen. Die andere Erleichterung darf jedoch als eine wesentliche bezeichnet werden: nach dem §. 20 der gedachten Verordnung bedürfen nämlich solche Zeitschriften, die in monatlichen oder noch größeren Zeiträumen erscheinen, keiner besondern Concession; demgemäß sind auch bereits in Preußen mehrere neue Monatschriften angekündigt oder werden vorbereitet.

Im ganzen westlichen Deutschland hat sich während der letzten Wochen vor der Ernte eine ziemlich fühlbare Getreide-Noth und Theuerung kund gegeben, die nur durch Zuführen aus dem östlichen Deutschland — zum Theil auf den Eisenbahnen über Berlin nach Sachsen — und aus den Ostseehäfen, die ihre Verschiffungen über Rotterdam nach den Rheinstädten gelangen ließen, gemildert wurde. Auch dies ist ein Fingerzeig, daß unser Vaterland weniger darauf bedacht sein mag, seine Getreide-Production an England und Holland abzusetzen, als sich mit diesen Ländern auf den Fuß einer nicht chimärischen, sondern wahrhaften Handels-Reciprocität zu stellen. Für unser Getreide fehlt es uns nicht an Consumenten, wohl aber für die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes, der nicht bloß auf fremden, sondern auch auf unseren eigenen Märkten mit der Concurrenz der überwältigenden Industrie und Schiffahrtsgesetze Englands zu kämpfen hat. Ein anderes deutsches Product, die Wolle, liefert uns auch schlagende Belege. Nicht das Ausland ist es, das unserm Agriculturisten seinen Fleiß belohnt; denn England bezieht mit jedem Jahre mehr Wolle aus Australien und wird Deutschlands auch in dieser Beziehung bald ganz entbehren können; dagegen waren es deutsche Fabrikanten, welche größtentheils die Vorräthe auf den diesjährigen Wollmärkten gekauft, und diese mögen sich in Norddeutschland allein auf 200,000 Centner zu einem Werthe von acht Millionen Thaler belaufen haben. Nur weil unsere Wollenswaren durch den Zolltarif gegen die Concurrenz des Auslandes mehr geschützt sind, vermögen die Fabrikanten auch solche Preise zu zahlen, bei denen die Producenten bestehen können. Wollte der Himmel, unsere Linnen-Erzeugnisse hätten sich gleichen Schutzes zu erfreuen, und würden dadurch ermuthigt, auch der Redlichkeit sich wieder zu befleißigen, die sonst den Ruhm der deutschen Linnenfabrikation ausmachte und leider jetzt in vielen Fällen betrügerischen Kunstgriffen gewichen ist.

Als ein Fortschritt in der Gesetzgebung des deutschen Zollvereins ist die am 21. September 1842 abgeschlossene, aber erst kürzlich publicirte Uebereinkunft zu betrachten, wonach die Erfindungspatente und Privilegien, die in einem der zum Zollverbände gehörenden Staaten ertheilt werden, auch in den übrigen Staaten vollständige Gültigkeit haben und hier gleichen Schutz mit den im eigenen Lande ertheilten genießen sollen. Die Ertheilung eines Patents soll jedoch fortan niemals ein Recht begründen, die Einfuhr solcher Gegenstände, die mit den patentirten übereinstimmen, oder den Verkauf und Absatz derselben zu verbieten und einzuschränken. Ob hierdurch nicht der Vortheil, den das Patent gewährt, ganz illusorisch wird, ist mindestens in manchen Fällen sehr zu bezweifeln. Es scheint uns, als wäre in diesen Fällen das Patent zugleich ein Privilegium für das Ausland zum Nachtheile der nichtpatentirten Inländer.

Ein ähnlicher Streit, wie der vor drei Jahren zwischen Hessen-Darmstadt und Nassau wegen der Rheinschiffahrt bei Bieberich, dessen Hafen durch die in den Strom versenkten Steine für Dampfschiffe unzugänglich werden sollte, hatte sich kürzlich zwischen Baden einerseits und Württemberg und Bayern andererseits wegen der Dampfschiffahrt auf

dem Bodensee erhoben. Eine Verfügung der großherzoglich-badischen Regierung des Seekreises — Konstanz — vom 20. Juni schließt nämlich in den badischen Häfen die Dampfschiffe sowohl der Friedrichshafener — württembergischen — als der Lindauer — bayerischen — Gesellschaft von der Berechtigung aus, Personen- und Güterladungen einzunehmen, angeblich zur Wiedervergeltung von Erschwerungen, die den Konstanzer Dampfschiffen in Friedrichshafen und Lindau auferlegt sind. Wer hätte wohl geglaubt, daß dergleichen Verbote noch in Deutschland und im Schooße des Zollverbandes vorkommen können? Es ist um so erfreulicher, daß diesen Eifersüchteleien nach öffentlichen Nachrichten schon wieder ein Ende gemacht worden ist, da ein freies Volk — das der Schweiz — unmittelbarer Zuschauer der Streitigkeiten auf dem Bodensee ist, und diese doch eben nicht geeignet waren, die Achtung des Auslandes vor dem deutschen Bunde zu vermehren.

Am 30. Juni fand in London die Vermählung eines deutschen Thronerben, des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz — geb. 1819 — mit der Prinzessin Auguste Karoline von Cambridge — geb. 1822 — statt. Drei gekrönte Häupter, die Königin von Großbritannien, der König von Hannover und der König der Belgier, waren bei dieser Ceremonie anwesend.

Ausland.

Frankreich und England halten jetzt beide die Blicke auf Spanien gerichtet, wo die Begebenheiten sich rascher entwickeln, als man noch vor Kurzem geglaubt hatte. In Frankreich, wo die Königin Christine lebt, ist weder bei der Regierung noch beim Volke irgend eine Sympathie für den Regenten Espartero zu finden, dem man, vielleicht nicht mit Unrecht, eine Vorliebe für England beimißt, wie man sich denn auch zu Erregung schon des letzten Barceloner Aufstandes, der von den zahlreichen catalanischen Fabrikarbeitern ausging, nicht ohne Erfolg des verleumderischen Gerüchtes bedient hatte, daß er den Engländern in einem Vertrage große Begünstigungen eingeräumt habe. Jetzt heißt es, daß englische Kriegsschiffe von Gibraltar aus abgesandt seien, die insurgirten spanischen Häfen zu beobachten; wahrscheinlich ist, daß Frankreich es gewesen, welches den Cataloniern und Valencianern Waffen und Geld zusandte und gewiß ist, daß die Generale Narvaez und Concha, Freunde des Don Diego Leon, welche sich an die Spitze des Aufstandes in Andalusien gestellt, direct aus Frankreich kamen. Französische Journale sind es auch, die fortwährend die Sache Espartero's als schon verloren darstellen, während die englischen Zeitungen nicht aufhören, seine männliche Gesinnung und Festigkeit zu rühmen. Wir Deutsche, die wir weder für die eine noch für die andere Partei ein egoistisches Interesse haben, wir können nur wünschen und dürfen auch hoffen, daß in Spanien, wie überall, die Vernunft und das Recht den Sieg davontrage.

Bevor Espartero von Madrid abging, versammelte er das diplomatische Corps um sich, zu welchem er, mit Hindeutung auf Oestreich, Preußen und Rußland, sagte: „Ich bedaure ungemein, daß noch immer einige der größten Mächte zögern, dem von mir vertretenen Thronen Spaniens die ihm gebührende Anerkennung zu gewähren, die ihm eine so große moralische Unterstützung verleihen und ihre eigenen Interessen fördern würde. Die Achtung, die ich der Unabhängigkeit meines Landes schuldig bin, verbietet mir jedoch, um eine solche Anerkennung zu bitten.“ — Bei dieser Gelegenheit erklärte der Herzog zugleich, er werde die ihm durch die Nation anvertraute Regentschaft sich nicht abtrogen lassen, sondern nur in die Hände der Cortes niederlegen. Daß er die zuletzt erwähnte Absicht habe, wurde auch anderweitig vielfach behauptet; und als Einwand gegen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung kann selbst die zweimalige Auflösung der Cortes in einem Jahre nicht geltend gemacht werden, da er hier nur mit einer eben so seltenen als ehrenwerthen Offenheit dem verdächtigen Bündniß zweier entge-



Prinz Adalbert von Preußen.

gengesetzter Parteien entgegen trat, und in beiden Fällen mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihm von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht wird, an der Verfassung festhielt. Die junge Königin weißt noch in Madrid, doch fürchtete man, die Königin Christine werde den vor zwei Jahren gemachten Versuch einer Entführung, an welchem Don Diego Leon scheiterte, erneuern lassen, während man die Nachricht austreut, die Minister Espartero's würden die erste Veranlassung benutzen, um Donna Isabella nebst ihrer Schwester nach dem Hauptquartier des Regenten abzuführen.

Eine eigenthümliche Erscheinung bietet das Königreich Griechenland dar: nämlich einen Staat, dessen Deficit im Budget durch die Finanzministerien dreier anderer Länder gedeckt wird. England, Frankreich und Rußland sind auch in diesem Jahre herangezogen worden für die Bürgschaft, die sie im Jahre 1833 in Bezug auf die griechische Anleihe übernommen und die jedem Staate jährlich eine Ausgabe von ungefähr 140,000 Thaler veranlaßt, mit denen er in Vorschuß treten muß. Die Gesandten der drei Mächte haben jedoch in einer zu London gehaltenen Conferenz der griechischen Regierung die Forderung gestellt, ihr Ausgabebudget, das sich für den innern Dienst auf 12 — im Ganzen auf etwa 18 — Millionen Drachmen — à 7 1/2 Rgr. — beläuft, statt um eine Million, wie es die Absicht der Regierung war, um 3 1/2 Millionen Drachmen zu reduciren. Die Ausgaben für das Heer beliefen sich im J. 1842 noch auf 5 1/2, die für die Marine auf 1 1/2 und die der königl. Civilisten auf eine Million Drachmen. König Otto war bereits mit dem guten Beispiele vorangegangen, die letztere ansehnlich zu reduciren; das Heer jedoch und die Marine werden sich nunmehr nicht minder bedeutende Reductionen gefallen lassen müssen. Griechenlands gesammte Staatsschuld mit Einschluß desjenigen Theiles, dessen Zinsen schon seit längerer Zeit nicht bezahlt werden, beläuft sich jetzt auf etwa 50 Millionen Thaler, was allerdings im Verhältniß zu seinen ungefähr 4 Millionen Thaler betragenden jährlichen Einnahmen eine sehr bedeutende Summe ist — Preußen besitz, bei einer 13 mal so großen Einnahme, doch nur 3 1/2 mal so viel Schulden, als Griechenland.

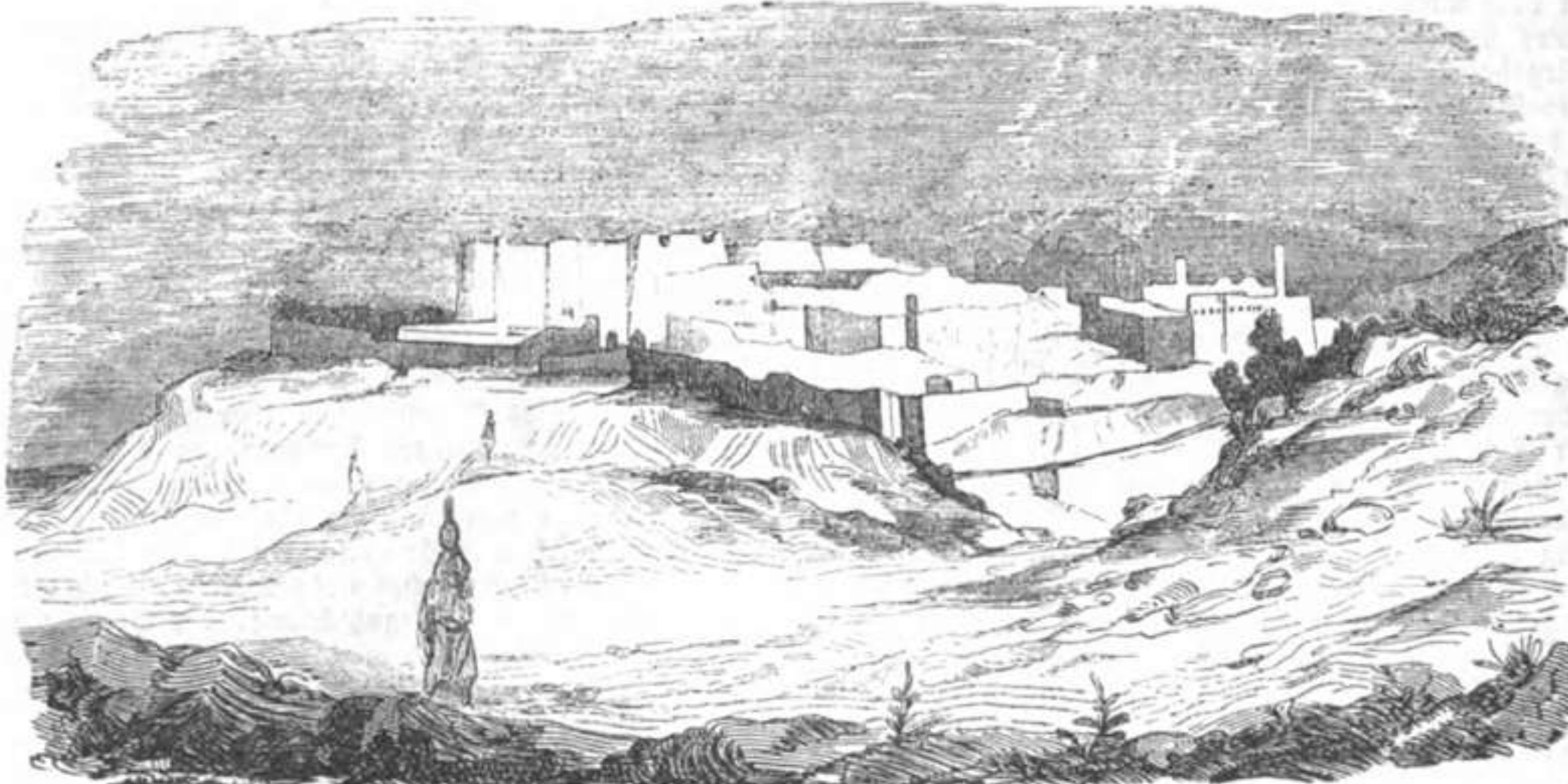
Algerien.

I.

Land und Volk.

Zwischen der Westgrenze von Tunis und der Ostgrenze von Marocco liegt im Norden von Afrika eine Küstenstrecke am Mittelmeer, die, 123 Meilen lang, ohne bedeutende

Meerbusen, zum Theil felsig, von starken Brandungen, heftigen Strömungen, gefährlichen Klippen geschützt, doch auch mehrere gute Hafenplätze hat, wozu von Westen nach Osten besonders Mers-el-Kebir, Dran, Arzew, Budschia, Stora, Bona und Calle gehören. In derselben Richtung wie die Küste durchzieht der Atlas mit zwei Gebirgsketten



Mostaganem.

— dem 4 bis 600 Fuß hohen kleinen Atlas im Norden und dem bis 7200 Fuß hohen großen Atlas im Süden — von Westen nach Osten das Land. Zahlreiche Arme laufen nordwärts zum Meer von ihm aus und zwischen ihren bewaldeten Höhen verbreiten sich fruchtbare Thäler und größere Ebenen. Südlich vom Atlas liegen Steppenländer und Wüste. Zahlreiche Berggewässer strömen vom Atlas ins Meer, wahrscheinlich auch im Süden zur Steppe und in den Dschididi oder Ziegenfluß. Nordwärts fließen der Schellif, Mazafran, Bissar, Zowa, Wed-el-Kebir, Seibuse, die aber sämtlich wegen der Kürze ihres Laufs entweder gar nicht, oder doch nur auf einer sehr kleinen Strecke beschifft werden können. Die Erde liefert Blei, Eisen und Salz, das Meer Korallen, der Boden Getreide, Datteln, Zucker, Del, Weintrauben. Das Land ist reich an Wild, hat Woll- und Ziegenfelle, Pferde, Esel, Kameele, jedoch auch einige reisende Thiere. Das Klima ist gesund. Vom November bis zum April dauert die Regenzeit mit sehr milder Luft, und nur vom Juli bis October steigt die Hitze zuweilen auf 34 Grad R., besonders wenn der „Chamsin“ genannte Südwind weht, der die Luft mit feinem Wüstenstaube erfüllt. Selten fällt anderswo Schnee als auf dem Gebirge. Die Pest wird nur von außenher eingeschleppt; im Lande selbst kommt sie nicht vor.

In diesem Lande, dessen Größe man bald auf 5000, bald auf 9000 Quadratmeilen angiebt, je nachdem man seine Grenzen mehr oder minder weit nach Süden verlegt, lebt eine Bevölkerung von etwa 2 Mill. Menschen, worunter sich über 800,000 Berbern, 600,000 Mauren, 200,000 Araber, 70,000 Neger, 45,000 Juden, 28,000 Kolupliß oder Nachkommen von türkischen Männern und einheimischen Frauen u. befinden sollen. Sie treiben etwas Ackerbau, mehr Viehzucht. Ihr Gewerbfleiß ist gering, der Handel unbedeutend; die Ausfuhr: Getreide, Reis, Wachs, Straußfedern, Wolle, Leder, Tabak; die Einfuhr: Fabrik- und Manufacturwaaren, Waffen. Der größte Theil der Bevölkerung bekennt sich zum Muhamedanismus.

Die einzelnen Volksstämme, welche dieses Land bewohnen, führen als ein Zeichen ihrer gemeinsamen Abstammung gleiche Geschlechtsnamen, wie z. B. Uad Mokhtar, d. h. Kinder Mokhtar's oder Beni Khalil, d. h. Söhne Khalil's. Unterabtheilungen oder Familien, die zusammen leben, heißen nach Verschiedenheit der Dertlichkeit Kharuba, Dachra oder Duar. Sie stehen unter einem frei gewählten Ältesten oder Scheik, d. h. Greis, dessen Würde jedoch meistens derselben Familie gelassen wird, indem man immer den Sohn zum Nachfolger seines Vaters wählt und ihm, wenn er unmündig ist, eine Art von Regenten zur Seite stellt. Zuweilen stehen mehrere Scheiks mit ihren Duars unter einem gemeinschaftlichen Oberscheik. Dies ist namentlich bei den Kabülen der Fall, wo der Oberscheik mehrere unabhängige Districte zu verwalten hat, frei gewählt wird und seiner Stelle auch wieder entsetzt werden kann. Neben und über dieser volksthümlichen Einteilung besteht eine politische und von den Herrschern ausgehende, die mehrere Stämme unter den Befehl von Kaid's, Aghas, Khalifas stellt und diese größeren Abtheilungen unter Bei's, als den Verwaltern ganzer Provinzen, vereinigt, die Bei's selbst aber den Herrschern, früher Türken mit ihrem Dei, jetzt Franzosen, unterordnet. Auf diese Weise verwalten die einzelnen Volksstämme ihre eignen Angelegenheiten, müssen aber nach oben hin Tribut zahlen. Um sie in Unterwürfigkeit zu erhalten und den Tribut einzutreiben, bedienen sich die Gewalthaber der waffenfähigen Mannschaft des einen Stammes gegen den andern und die zu dieser Unterstützung verpflichtete Miliz heißt Maghzen. Ist der Kaid oder Agha ein Eingeborner, so helfen ihm außerdem zunächst seine Stammgenossen, und endlich giebt die bewaffnete Macht der Herrscher — Janitscharen oder französische Truppen — seinen Anordnungen Nachdruck. So erklärt es sich, wie der eine Herrscher, die Türken, von einem andern Herrscher, den Franzosen, verdrängt werden kann, ohne daß die eigenthümliche Verfassung und Lebensweise des Volkes wesentlich davon berührt wird; so zeigt sich aber auch die eigentliche Natur des zwischen Abd-el-Kader, dem eingebornen Marabut, und den Franzosen bestehenden Krieges. Dabei han-



Arabische Reiterei.

delst es sich darum, wer die obersten Beamten einsetzen, den Tribut erheben, mit Einem Wort: Herrscher sein soll. Nur gezwungen unterwerfen sich die treuen Muselmänner

der Gewalt der Christen; einzelne Stämme sind Abd-el-Kader durch persönliche oder stammliche Erbfeindschaft entfremdet; in solchen Fällen nöthigen die streitenden Par-



Zelte der Araber.

tien mit Gewalt zum Gehorsam; größtentheils neigt sich aber die ganze Bevölkerung ihren Stamm- und Glaubensgenossen zu, und höchlichst zu bedauern sind diejenigen

Stämme, welche abwechselnd von den Franzosen und von Abd-el-Kader zur Unterwerfung genöthigt und für diese Unterwerfung gezüchtigt werden.



Mascara

Ein großer Theil der Bevölkerung, und zwar besonders die Araber bestehen aus Wanderstämmen, treiben Viehzucht und leben unter Zelten, wie die Illustration eins darstellt. Die Kabylen beschäftigen sich mehr mit Ackerbau und wohnen deshalb in Dörfern. Es giebt jedoch auch überall Städte im Lande, wo die übrige Bevölkerung ihren Sitz hat, Handel und Gewerbe betrieben werden und sich der Mittelpunkt der Landesverwaltung befindet. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Algier, fast in der Mitte der Küstenstrecke, auf einem Massiv genannten, Hügellande, voll quellreicher Thäler mit üppigem Pflanzenwuchs und lieblichen Landhäusern. Weiterhin wird diese durchschnittenen Höhe zu einer Hochebene, die Sahel heißt und an deren Fuß sich in einer Länge von 10—12 und einer Breite von 3—4 Meilen die Thalebene Metidscha bis zum kleinen Atlas hin ausbreitet. Die Metidscha ist zum Theil fruchtbar und angebaut, zum Theil sumpfig und öde, der Nordabhang des Atlas bebaut und bewaldet, größtentheils von Eichen und Mastixbäumen. Die Stadt selbst ist terrassenförmig erbaut, hat meistens enge Straßen und nur wenige ausgezeichnete Gebäude, unter denen, nach der Sprengung des Kaiserforts bei der Einnahme im Jahr 1830, die Kasaba oder der ehemalige Palast des Deis zu den bemerkenswerthesten gehört. Algier zählt 70,000 Einwohner. In der Nähe und noch innerhalb der Metidscha liegen das früher als Marktplatz, jetzt als Sammelpunkt des Heues von den reichen Weiden der Umgegend bekannte Buffarik und Koleah am Südbahang des Sahel, umgeben von herrlichen Drangen-, Citronen- und Granatbaumgärten, die mittels künstlicher Leitungen reich bewässert sind.

Westlich von Algier liegt sehr pittoresk, auf zwei von einer ziemlich tiefen Schlucht, in der ein Mühlbach fließt, getrennten Hügeln die Seestadt Dran, wo die Spanier während einer dreihundertjährigen Herrschaft bewundernswürdige, unterirdische Verbindungswege, eine prachtvoll gewölbte Waarenniederlage, einen in Felsen gehauenen Hafen, drei Kirchen, ein Schauspielhaus erbauten und den Aufenthalt so angenehm machten, daß man Dran Corte chica oder den kleinen Hof zu nennen pflegte. Ein Erdbeben richtete aber am 9. Oct. 1790 solchen Schaden an, daß einige Jahre später die Spanier abzogen. Drans Wichtigkeit erhöht der dazu gehörige, zu Wasser 5 Meilen, zu Lande 7 Viertelstunden nordwärts davon gelegene Hafenplatz Mers-el-Kebir, der eine bedeutende Tiefe und guten Ankergrund hat, so daß die größten Kriegsschiffe dort eine Zuflucht finden. Die Anzahl der Einwohner von Dran soll über 20,000 betragen. Arzew, ein kleiner, auf Trümmern erbauter Ort, mit einem vortrefflichen Ankerplatz für Kauffahrteischiffe, Mostaganem in einer ungemein fruchtbaren Gegend, wo viele Trauben gebaut werden und einen bedeutenden Handelsartikel bilden, Tenes, ein erbärmliches, schmutziges Städtchen, obwohl ehemals die Hauptstadt eines selbstständigen Königreichs, von unfruchtbaren Höhen umgeben, und Cherchel, das Julia Caesarea der Römer, die dort einen Hauptstützpunkt ihrer Macht hatten, sind die bedeutendsten von Westen nach Osten zwischen Dran und Algier an der Küste belegenen Ortschaften. Westlich von Algier liegen die Seestädte Bugia, ein sehr kleiner Ort, Philippeville, eine am Meerbusen von Stora erst neuerdings angelegte, aber rasch emporblühende Stadt, Bona an der Mündung des Seibuse und La Calle auf einer felsigen Halbinsel, wo die Franzosen seit langer Zeit der Korallenfischerei wegen eine Niederlassung hatten.

Hinter diesen am Meer belegenen Punkten liegt im Innern des Landes eine zweite Reihe von mehr oder minder beträchtlichen Ortschaften. Von Osten nach Westen hin folgen sich: Guelma, Constantine, Setif, Belidah, Medeah, Miliana, Mascara, Tlemsen und Nedroma. Letzteres liegt hart an der Grenze von Marocco, drei Meilen südlich vom Vorgebirge Hone. Tlemsen ist 7 Meilen vom Meer, 12 Meilen südwestlich von Dran entfernt, beherrscht einen wichtigen Landstrich und bildet einen natürlichen, fast unvermeidlichen Durchgangspunkt für die Caravanen aus Fez, weshalb man es auch Bab-el-Gharb oder Thor des Westens zu nennen pflegt. Die Stadt hat enge, oft oben von Weinreben überrankte, an einigen

Stellen überwölbte und überall durch Springbrunnen gekühlte Straßen mit meistens nur einstöckigen Häusern. Im Süden der Stadt liegt eine Citabelle, die gegen 100 Häuser und eine Moschee umschließt. Mascara liegt 12 Meilen südlich von Mostaganem und 14 Meilen südöstlich von Dran, hat 3 Vorstädte, 3 Hauptstraßen, 1 Moschee u. und ist berühmt durch die Güte der dort gefertigten Burnus. Belidah, Medeah und Miliana sind drei von Algier aus hintereinander am Wege nach Mascara und Tlemsen belegene Städte. Ersteres hat eine sehr gesunde Lage am Eingang eines tiefen Thaleinschnitts im kleinen Atlas und ist von reich bewässerten Gärten und Drangenwäldern umgeben. Seitdem die bedeutendsten Gebäude im Jahr 1825 durch ein Erdbeben zerstört worden, hat es meistens nur einstöckige Häuser; die Straßen sind regelmäßig und breiter als in Algier. Medeah liegt ungefähr 15 Meilen von Algier und einen Tagemarsch von Belidah jenseits der ersten Gebirgskette des Atlas, über den ein sehr schwieriger Weg dorthin führt. Es ist amphitheatralisch auf einem Bergabhang erbaut, und eine Art Fort oder Kasbah beherrscht die Hauptpunkte. Die Straßen sind breit und regelmäßig, die Häuser gut gebaut und mit Ziegeln bedacht, die Einwohner hoch gewachsen, wohlgebildet und kräftig. Ungefähr 11 Metres über der Meeresfläche gelegen, leidet es im Sommer an Hitze, im Winter an Kälte. Hauptproduct sind dort Trauben, welche vortreffliche Rosinen liefern. In Zukunft dürfte es ein Hauptpunkt für den Handelsverkehr zwischen der Sahara und Algier werden. Miliana liegt 16 Meilen südwestlich von Algier, 8 Meilen

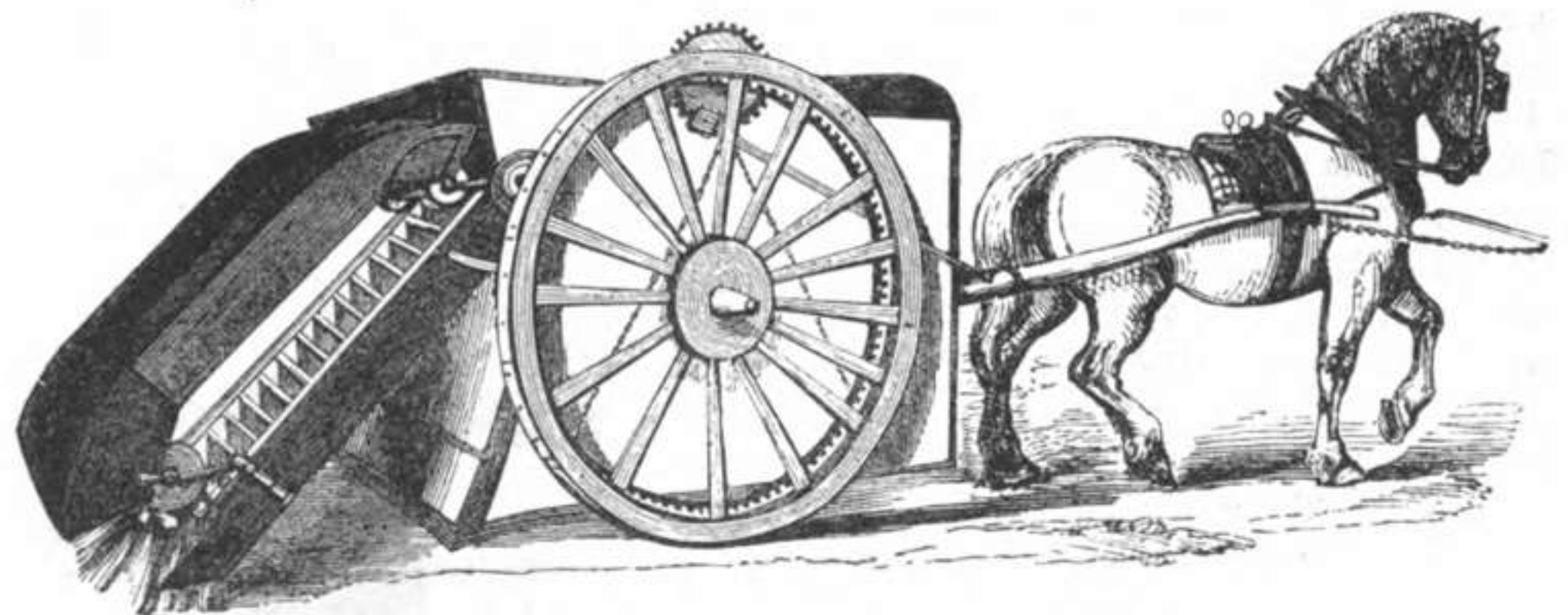
von Belidah, auf einem Felsen im Atlas, zwischen den Flüssen Schelif und Mazafran, in einem sehr reichen Landstrich. Die Häuser sind sämtlich zwei Stock hoch, aus Mauerwerk aufgeführt und mit Ziegeln bedacht. Die Stadt hat 25 Moscheen, worunter 8 größere; ihre Straßen sind eng und krumm, aber mit vielen Springbrunnen versehen, denen das Wasser durch unterirdische Röhren zugeführt wird. Drangen-, Citronen- und Granatbäume umschatten die Wohnungen, in denen sich fast immer Höfe mit bedeckten Säulengängen befinden. Eine noch wichtigere Stadt ist Constantine, südöstlich von Algier, auf einem steilen Felsen gelegen und bedeutend befestigt. Sie zählte früher 30,000 Einwohner. Setif südwestlich, Guelma nordöstlich davon sind kleinere Ortschaften, deren es überdies noch sehr viele giebt, unter welchen das durch eine fabelhafte Heldenthat bekannt gewordene Mazagran in der Nähe von Mostaganem.

Höchst mannigfaltig waren und sind noch die Einteilungen des Landes. Ehemals umfaßte es die drei römischen Provinzen Numidia, Mauritania Sitifensis und Mauritania Caesariensis mit den Hauptorten Cirta, Sitifis und Caesarea, jetzt Constantine, Setif und Cherchel. Die Türken theilten es in die vier Provinzen: Algier, Dran oder Westen, Constantine oder Osten und Titteri oder Süden. Jetzt zerfällt das Ganze in die drei Abtheilungen: Algier, Dran und Constantine. Der Gesamtname Algerien wurde zum ersten Mal amtlich in der Thronrede bei Eröffnung der Kammersitzungen am 18. Dec. 1837 durch den König der Franzosen gebraucht.

Strassenreinigungsmaschine von Whitworth.

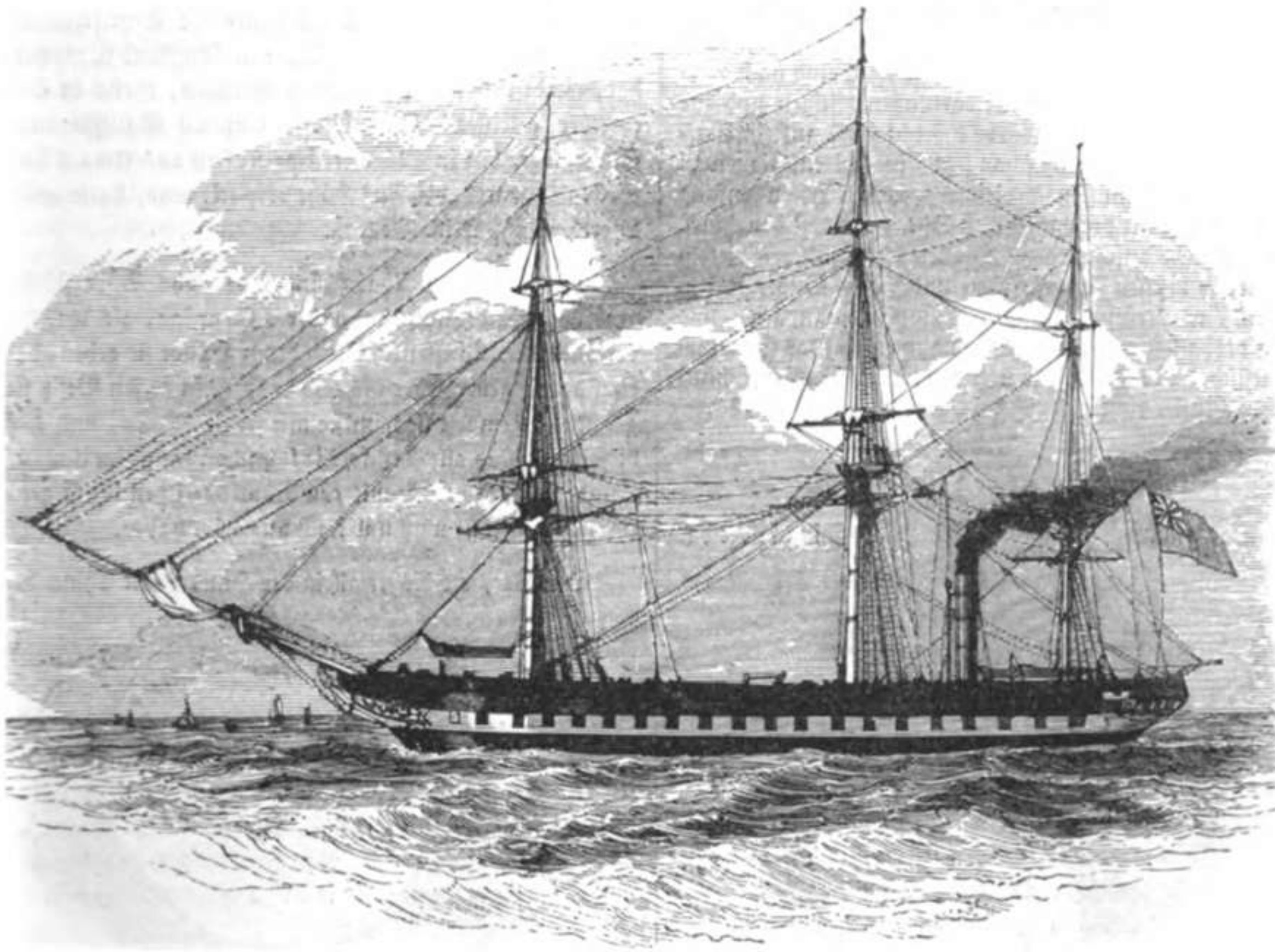
Je unzweifelhafter nicht allein die Annehmlichkeit, sondern auch die wohlfahrtspolizeiliche Wichtigkeit gut gereinigter städtischer Straßen ist, und je mehr man sich in wohlgeordneten städtischen Haushalten trotz nicht unbedeutender Kosten befreit, diese Bedingung des städtischen Comforts zu erfüllen, um so interessanter ist auch für Jedermann die Kenntniß solcher Vorrichtungen, welche die Straßenreinigung mit bedeutender Ersparung von Handarbeit gleichsam selbstwirkend ausführen. Für Landstraßen kennt man solcher Vorrichtungen bereits mehrere, und es haben sich in neuerer Zeit besonders die nach schottischen Mustern durch Devilliers, Frimot und Ducrot in einigen französischen Departements ausgeführten und angewendeten Maschinen den gerechten Beifall des Publicums erworben. Indessen kommt es hier nur darauf an, die erweichte, schlammige Schicht durch eine kragende Wirkung, die hier ebenfalls von der Bewegung des als Basis dienenden und durch Pferde gezogenen Karrens ausgeht, abzulösen und zur Seite der Straße anzuhäufen. Von einer für städtische Straßen berechneten Maschine verlangt man mit Recht eine eigentlich bürstende, gründlichere und den Vertiefungen sich anschmiegende Wirkung und zugleich die gänzliche Beseitigung des Unraths. Die Maschine soll also die Straße nicht allein kehren, sondern auch zugleich den Unrath aufladen und fortschaffen. Die vor einigen Monaten von Whitworth in Manchester ausgeführte und dort sowohl, als in der Regent Street und den anliegenden Straßen Londons praktisch geprüfte Maschine, von welcher nachstehende Abbildung eine Ansicht giebt, scheint diesen Bedingungen zu entsprechen. Sie besteht aus einem sehr niedrig hängenden Kastenkarren, welcher von einem oder zwei Pferden fortbewegt wird, und an dessen hinterem Theile eine schräg nach der Straße herablau-

fende hölzerne Rinne von der Breite des Karrens, so wie über dieser Rinne ein bedeckender Mantel angebracht ist, dergestalt, daß beide Theile einen ziemlich geschlossenen, einerseits auf der Straßenfläche, andererseits in dem Karren sich öffnenden Canal bilden. In diesem Canale bewegt sich ein um zwei Walzen — eine obere und eine untere — gespanntes, mit querlaufenden Drahtbürsten besetztes endloses Band. Die obere Walze wird durch einen Riemen, welcher um die Achse der Karrenräder und eine an ihrer verlängerten Achse sitzende Rolle geschlungen ist, in Umdrehung versetzt, sobald sich der Wagen bewegt, und zwar in dem Sinne, daß die Bürsten continuirlich von oben her zu der untern Oeffnung hervortreten, unter einem durch Gewichte beliebig zu bestimmenden Drucke über die Straße wegstreifen und den mitgenommenen Unrath im untern Theile der Rinne in die Höhe schieben, bis er oben in den Karren entleert wird. Im Karren selbst sondert sich das Flüssige vom Festen und Ersteres kann von Zeit zu Zeit durch einen in der gehörigen Höhe über dem Boden angebrachten Hahn in die nächste Cloake entleert werden. Durch einen Hebel kann übrigens, wenn der Karren voll ist und der gesammelte Unrath abgefahren werden soll, der ganze Bürstapparat gehoben und außer Berührung mit der Straße gebracht werden. Das eine Karrenrad trägt innerlich ein Zahnrad, und dieses wirkt auf ein Zeigerwerk dergestalt, daß man die vom Karren zurückgelegte Weglänge, welche, mit der Bürstenbreite multiplicirt, die gereinigte Straßenfläche giebt, controliren kann. Die zweckmäßigste Geschwindigkeit ist die von 2 engl. Meilen in der Stunde (80—100 Fuß in der Minute); bei dieser kann man also mittelst 1½ Ellen breiter Bürsten circa 300 □ Fuß Straßenfläche in der Minute vollständig reinigen; so daß in diesem Falle von einem Fuhrmanne und zwei Pferden die Arbeit von mindestens 30 Tagelöhnern geleistet wird.

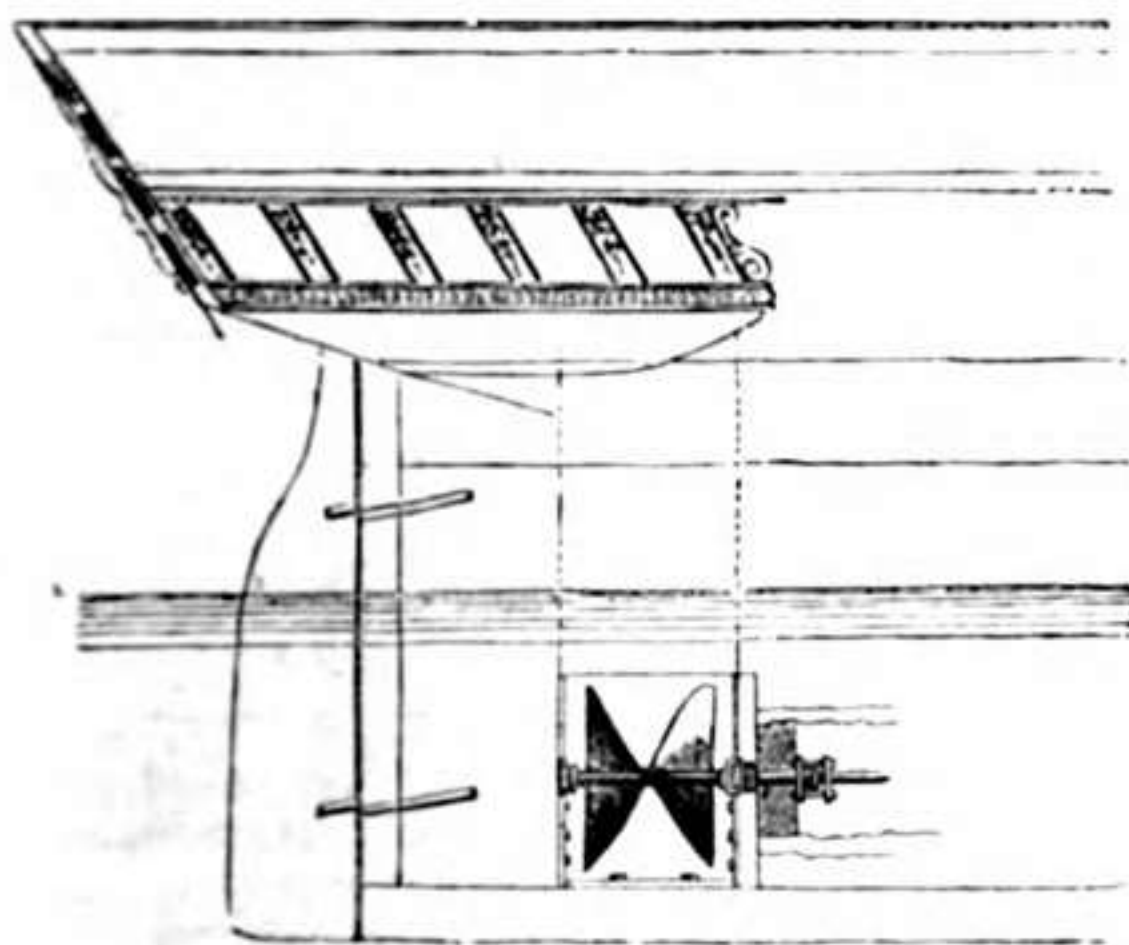


Whitworth's Straßenreinigungsmaschine.

Was grosse Norddampfsboot.



Dieses außerordentliche Dampfschiff liegt jetzt in den Ostindia-Docks — London — und ist dort der Gegenstand einer ungewöhnlichen Bewunderung. Seine erstaunlichen Verhältnisse in Länge, Breite und Tiefe übersteigen, so viel uns bekannt ist, alle bis jetzt bei Dampfschiffen stattfindende. Der Erbauer des Schiffes ist der Capitain Copin



Durchschnitt.

in Londonderry, der sich durch dasselbe in der That ein anerkennenswerthes Denkmal in der Schiffsbaukunst gesetzt hat. Die forttreibende Bewegung geschieht durch eine archimedische Schraube, welche unter dem Spiegel des Schiffes, hinter dem Steuer von der Dampfmaschine um-

gedreht wird, wodurch die Ruderräder ersetzt und beseitigt werden. Bemerkte man nicht den Schornstein, müßte man das Schiff für ein Segelschiff halten. Es hat drei Masten mit Unter- und Oberraaen, und ist in jeder Beziehung wie eine Kriegsfregatte aufgetakelt: vom Vorsteven bis zum Heckbord 247; Breite des Schiffes 37 Fuß, Tiefe vom Gangweg bis zum Kiel 50 Fuß. Auf seiner Fahrt von Londonderry machte es durchschnittlich 13 1/2 Knoten ohne die Maschine, die man anwenden kann oder nicht, je nachdem es nöthig ist. Mit der Maschine ging es 9 Knoten mit Gegenwind — der Ladungsraum ist sehr geräumig. Steht man hinten auf dem Oberlaufdeck und sieht vor, so scheint die Entfernung in der That ungeheuer zu sein, und sie überschreitet auch die des längsten Schiffes in der englischen Flotte. In der äußern Erscheinung giebt sich das Schiff als ein riesiges Dampfbootungheuer, obwohl in ansprechenden Formen. Eine schöne weibliche Figur zielt den Schiffsschnabel, während der Spiegel mit Gold und Malerei reich geschmückt ist. Wegen seiner schweren Masten, Raaen und Takelage erfordert das Schiff viel Ballast. — Die Versuchsfahrt von Londonderry nach England beweist seine Seetüchtigkeit, Geschwindigkeit im Segeln und Dampfen, ohne daß eines das andere hindert, sondern beide Bewegungsmittel sich gegenseitig unterstützen. — Die Schraube macht in der Minute 64 — 66 Umdrehungen.



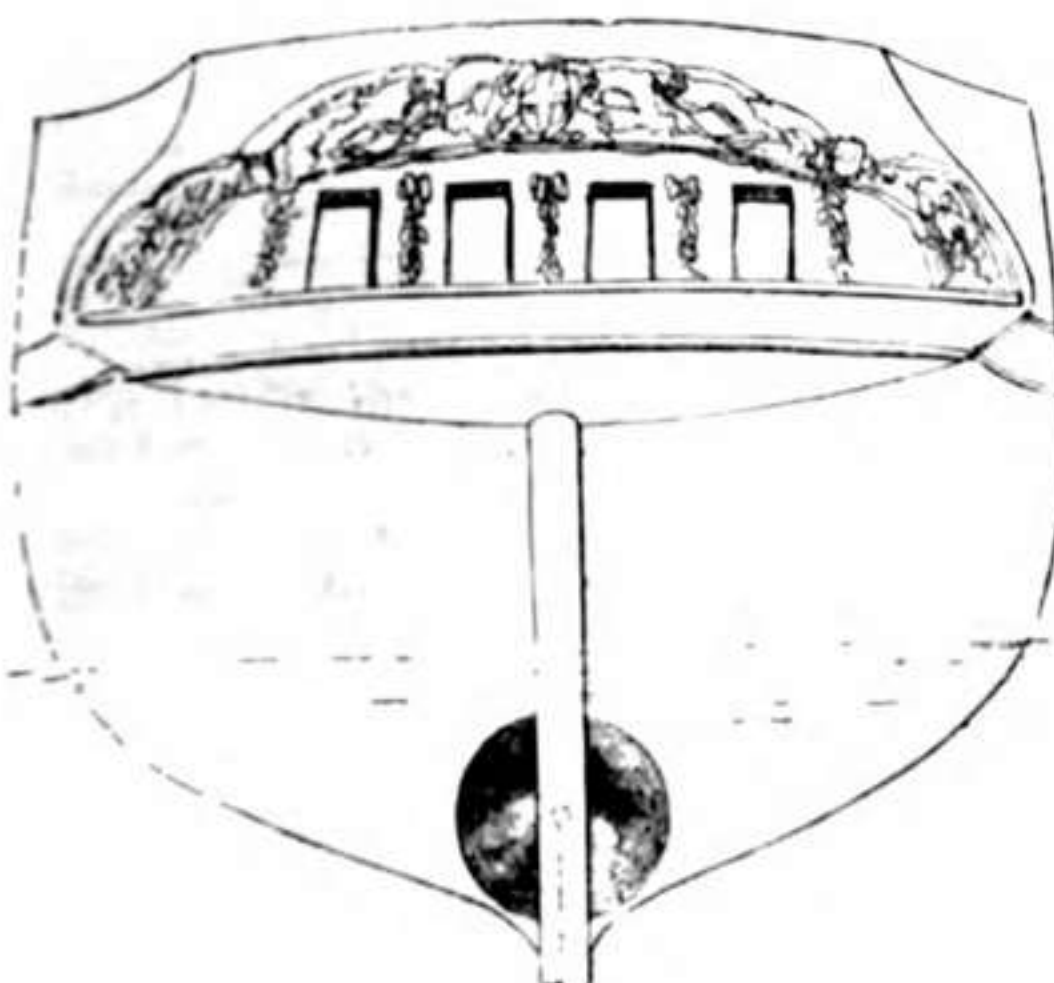
Ueber die Hoffnungen deutscher Industrie auf einen Handelsverkehr mit China.

Durch die Siege Englands in China ist dieses unermeßliche Reich, das mehr Einwohner zählt, als ganz Europa, wider des Kaisers und seiner Mandarinen Willen genöthigt worden, seine Häfen dem Handel mit den Fremden, die früher mit dem Ehrentitel „rothborstige Barbaren“ belegt wurden, zu öffnen. Zunächst genießt aller-

dings England die möglichen Vortheile des sich entwickelnden Handels; es ist inzwischen zu hoffen, daß dasselbe auch andere Nationen an demselben Theil nehmen lassen, und zwar vornehmlich aus dem schlagenden Grunde, weil es diese Handelstheilnahme, ohne Krieg zu führen, nicht wird verhindern können. Es ist daher allen Schiffen der Weg aufgethan, China's Häfen zu besuchen und zu versuchen, ob dort mit Vortheil zu kaufen und zu verkaufen sein wird. — Sollte Deutschland nun ein ruhiger Zuschauer dieses sich aufthuenden Verkehrs bleiben, während Amerika und Frankreich, Holländer und Portugiesen insbesondere sich rüsten, mit England in Handelsmitbewerbung zu treten? Wir hoffen nicht, glauben vielmehr, daß nicht allein unsere Hansestädte und die preussischen Handelsvereine nach Kräften thätig sein werden, sondern daß auch von Triest aus und endlich sogar auf dem Landwege sich indirecte Handelsbeziehungen mit China anknüpfen lassen werden.

Sobald es möglich sein wird, gewisse Industrieerzeugnisse Deutschlands, über die wir weiterhin einige Andeutungen geben werden, mit Nutzen in China zu verkaufen, wird es sicher Rechnung geben, directe Verschiffungen von Hamburg und Bremen zu bewirken, um dagegen chinesische Producte, zunächst Thee und Seide, vielleicht später noch andere Erzeugnisse, die der Handel nach und nach ans Tageslicht bringt, zurück zu bringen. Triest wird einerseits direct ums Vorgebirge der guten Hoffnung, andererseits aber auch über Suez verschifft werden können. Schon hat vor Kurzem die österreichische Brigg Phylades eine Ladung Thee, Reis und Indigo, welche von Indien nach Suez durch das indische Schiff: Bengalen, und von Suez nach Kairo auf Kameelrücken gebracht wurde, von Alexandria nach Triest geführt. — Dies giebt den Beweis, daß deutsche Waaren über Ostindien nach China, statt sie lange in holländischen, englischen und Hamburger Speichern aufzulagern, in der kurzen Zeit von zwei Monaten nach Ostindien geschafft werden können. Daß über Rußland, welches mit China einen lebhaften Tauschhandel treibt, so wie über Persien, wo allem Vermuthen nach früher schon Handelsverbindungen mit China bestanden, sich Geschäfte machen lassen werden, ist nicht unmöglich. Allerdings dürfen wir von Rußland nicht zu viel erwarten, da dieses große Reich Handel und Industrie wohl für die eigenen Einwohner mit allen Kräften zu befördern sucht, inzwischen alle fremde Mitbewerbung so viel wie nur immer möglich von sich abhält.

Kenner des chinesischen Handels, unter andern der preussische Generalconsul D'Swald in Hamburg, sind nicht ohne Hoffnung für Entwicklung eines gedeihlichen Handelsverkehrs zwischen Deutschland und China, ohne sich gerade zu übertriebenen Hoffnungen hinzugeben. Letzterer sagt unter Andern: „Ich hege eine vollkommen günstige Meinung für die allmälige Entwicklung der deutsch-chinesischen Handelsverhältnisse, welche mit der nothwendigen Unterstützung der betreffenden Regierungen und unter richtiger Auffassung und Benützung der Verhältnisse selbst zu einer großen und imposanten Ausdehnung gelangen, und das materielle Wohl Deutschlands, welches in vielen Artikeln der Concurrenz Englands siegreich entgegenzutreten fähig ist, und alle Elemente, vorzugsweise vor anderen europäischen Staaten, England ausgenommen, zu einem lebhaften Verkehr mit China in sich trägt, auf eine hohe Stufe des Gedeihens führen können.“ — Um dahin zu gelangen, sind inzwischen nicht geringe Anstrengungen und nicht gewöhnliche Ausdauer vonnöthen. Auf ein Entgegenkommen von Seiten Englands, deutschen Gewerbszeugnissen Eingang in China zu verschaffen, ist auf keine Weise zu rechnen. Selbst wenn deutsche Waaren besser und wohlfeiler wie englische sind, nimmt der englische Kaufmann Anstand, sich jener zur Verschiffung zu bedienen, und — für Geld — sind die Kosten der Verschiffung und der Rücksendung über England zu groß, um auf diese Weise mit China zu verkehren. Es kann daher nur von Deutschland geradaus geschehen. Es ist dies auch um so nöthiger, weil nur durch eigene Anschauung die deutschen Geschäftsleute den chinesischen Markt kennen und beurtheilen zu lernen im Stande sind, und weil viel



Gallien.

darauf ankommt, die Waare dem chinesischen Geschmack angenehm zu machen, und zwar ohne Frage weit mehr ankommt, als auf den Preis. Die einer Kundschaft angenehme Aeußerlichkeit besiegt die Mitbewerbung viel eher, als die Innerlichkeit der Waaren; erstere aber herzustellen kostet weniger, als die Erzielung dieser.

In der Würdigung und angemessenen Ausführung dieses Erfahrungssages beruht ein großes Geheimniß der englischen überwiegenden Concurrrenz.

Deutschland fabricirt viele Artikel, in denen man England die Spitze bieten kann, und höchst wahrscheinlich sind dies glücklicher Weise solche Artikel, welche in China Aufnahme finden können. — Glatte wollene Waaren, Tuche, feine Thibets, Mousseline, Linnen, Bijouterie-Artikel, Uhren, Stahlwaaren, Musikinstrumente, Stickerien, vielleicht auch baumwollene oder leinene Strümpfe dürften wohl Artikel sein, welche zunächst von Deutschland mit einiger Sicherheit des Erfolgs abzurichten wären. — Ob es möglich ist, die Starrheit des chinesischen Geschmacks bis zu dem Grade zu erweichen, daß unsere europäische Mode einigen Eindruck machen kann, ist allerdings nicht im Voraus zu sagen. Unwahrscheinlich ist es inzwischen nicht. Die Neigung des Menschen zur Abwechslung ist nicht ganz zu unterdrücken. Sehen wir doch, wie nach und nach die festgewurzeltesten Nationaltrachten unter uns doch der Mode eine Einwirkung auf sich gestatten. Sollte dies in China ganz und gar anders sein, wo die Frauen ganz besonders viele Sorgfalt auf ihr Aeußeres wenden und die Männer nicht minder an Prunk und Aeußerlichkeiten Gefallen finden? Die europäische Civilisation wird zwar langsam aber sicher ihren überwältigenden Einfluß auch auf China zu äußern nicht verfehlen, nachdem seine lang behauptete luftdichte Absperrung einmal durchbrochen ist. Dem Handelsgeist wird es vorbehalten bleiben, die gewonnenen Erfolge sofort für die heimische Industrie nützlich weiterzuführen. — Fragen wir nun endlich, was in Deutschland geschehen, um die Hoffnungen deutschen Handels und deutschen Gewerbleißes auf China der Erfüllung näher zu bringen, so ist die Antwort nicht ganz unbefriedigend. Erste Schritte sind bereits gethan, und die betreffenden Regierungen zeigen regen Eifer, was an ihnen liegt, zu thun, um die nächsten Wege anzubahnen. Von Triest aus sind bereits Agenten unterwegs. Ein Hamburger Haus, Andre-son & Höber ist im Begriff, eine Commandite in irgend einem der fünf bis jetzt offenen chines. Häfen, wahrscheinlich in Hong-kong, zu errichten; denn diese Insel wird unstreitig, wenigstens noch für einige Zeit, den Hauptniederlagsplatz für die ausländischen Waaren bilden, und von dort aus wird man die anderen Häfen erforschen. Hong-kong hat sich in sehr kurzer Zeit so gehoben, daß die früher kaum der Erwähnung werthe Bevölkerung bis auf 21,000 Menschen gestiegen ist. Der Handel mit den anderen Häfen dürfte für den Anfang von hier aus durch schnellsegelnde Schiffe, mit Supercargos und gewandten Capitainen, geführt werden. Ein Associe des genannten Hauses ist bereits über Aegypten nach China abgereist. Das Haus Harkort in Leipzig, in Verein mit Hirzel, betreibt ebenfalls eine Ausfendung und hat bereits Fabrikanten, deren Waaren sich für den Markt zu eignen scheinen, zu Mitsendungen ermuntert; auch haben diese Häuser sich erbotten, Auskünfte über den Markt anderer Waaren in China, gegen eine mäßige Commission, zu verschaffen. Nicht minder hat sich außer Bremen auch die preussische Seehandlung beeilt, eine Verschiffung nach China zu unternehmen. Es ist von derselben schon zu Anfang dieses Jahres das ihr gehörige Schiff „Prinzessin Louise“, Capitain Rodbertus, nach China abgesendet worden, um die dortigen Märkte kennen zu lernen; auch ist bereits in der Person eines mit dem chinesischen Handel vertrauten rheinländischen Beamten ein Generalconsul designirt, welcher die Handelsinteressen Preußens und des Zollvereines in China vertreten soll, wie sich denn überdies mit Gewißheit erwarten läßt, daß der in den Zeitungen oft genannte, in England viel geltende Missionär Gützlaf, der aus Stettin gebürtig ist, das deutsche Interesse unterstützen wird, soweit es seine besondern Verpflichtungen gegen England gestatten.

Die deutsche Vorsicht und die Beschränktheit des deut-

schen Eigenhandels über Meer werden nicht zu rasche Erfolge herbeiführen, sondern viele Kaufleute und Fabrikanten nur zunächst Erkundigungen über Bedarf, Geschmacksrichtungen und Preise einziehen — andere sich englischen Unternehmungen anschließen. Nur erst nach und nach werden selbst wohlbegründete Erwartungen zeitigen und zur Frucht reifen; allein es würde thöricht sein, auf ein künftiges mögliches Ereigniß schon jetzt seine Speculationen zu bauen, und diese müssen sich vielmehr, für den ersten Anfang namentlich, ganz der chinesischen Sitte und selbst den chines. Vorurtheilen anschmiegen. Wollen die Deutschen Erfolg haben, so müssen sie die Magnetnadel nach Süden weisen lassen, ihre Strümpfe hiesigen Klumpfüßen anpassen, und eben deshalb ihre eifrigsten Bemühungen auf das Studium chinesischer Art und Weise und auf die Anschaffung chinesischer Muster richten.

67.

Chinesische Zahlmittel.

Das gewöhnlichste Zahlungsmittel in China bildet das



Syceesilber.

sogenannte Syceesilber. Im Verkehr kommt es in Stücken vor, die 3 — 4 Zoll dick und nach der Form des Schmelz-

tiegels gestaltet sind, in dem auch die Illustration ein solches Stück darstellt. Das Syceesilber ist sehr rein, und auf den einzelnen Stücken befinden sich chinesische Schriftzeichen. Die Kriegszahlungen, welche China an England zu machen hat, werden theils in spanischen Piastern, theils in Syceesilber geleistet. Eine Masse von 20 Schiffstonnen Syceesilber, das in 425 viereckige Kästen von etwa 2 Fuß Seitenlänge und 1 1/2 Fuß Höhe verpackt war, hatte einen Werth von 3/4 Mill. Dollars.

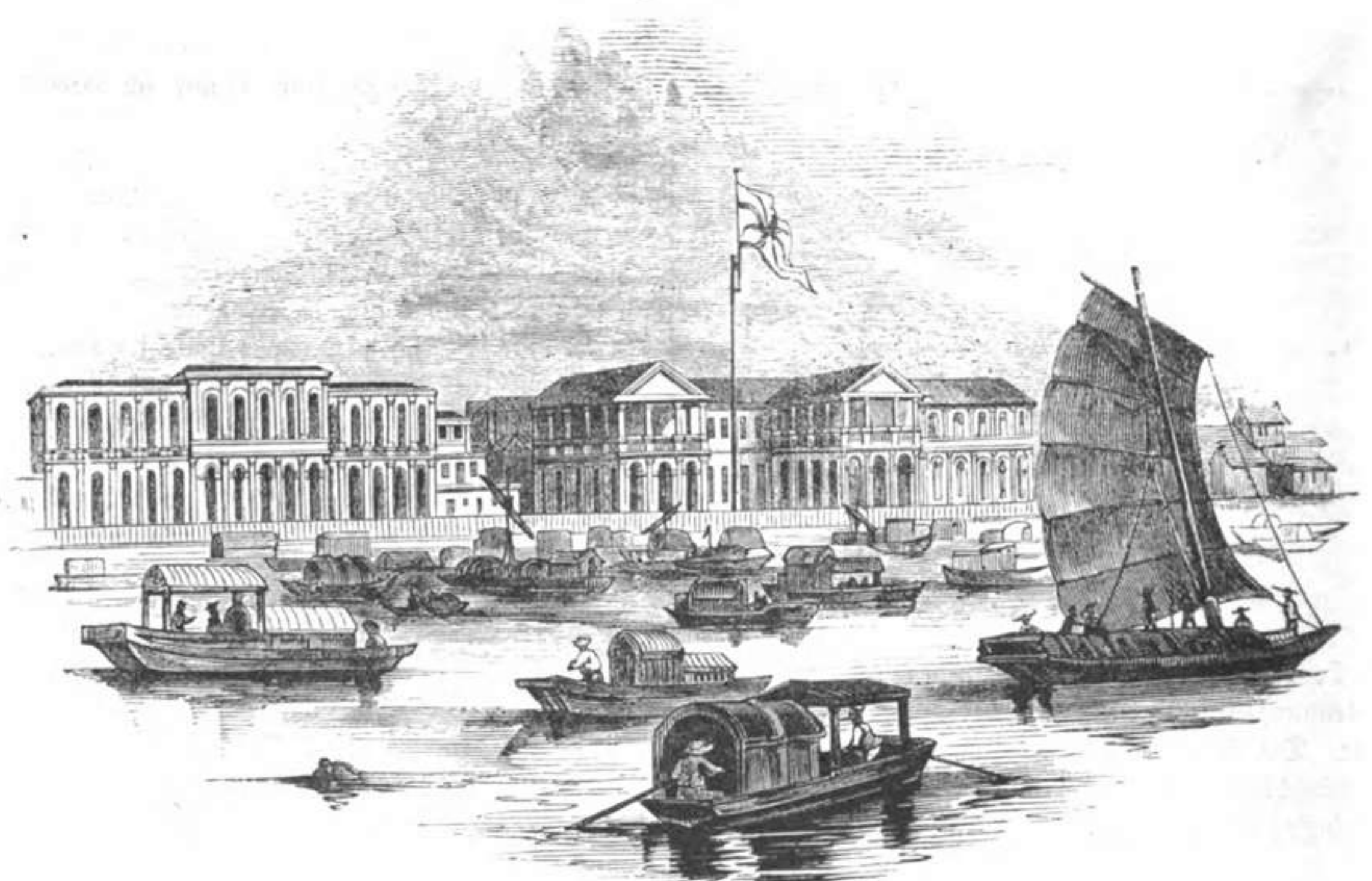
Die chinesischen Thaler sind bloß rohe Silberstücke, gröblich gerundet und ohne anderes Gepräge, als was die verschiedenen Kaufleute, durch deren Hände sie gehen, darauf anbringen. Jeder Gewerbsmann, in dessen Besitz sie gerathen, stempelt sie nämlich mit seiner Firma, und auf diese Weise sind alle Stücke, die sich schon lange im Umlauf befinden, ganz bedeckt mit den Namenszeichen der Eigenthümer, denen sie nach und nach angehört haben.

Den Ort, wo bisher allein der Handel mit China be-



Chinesische Thaler.

trieben werden durfte, und von woher einzig und allein chinesisches Geld zu uns kam, geben wir in der Illustration.



Englische Factorien in Canton.

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn B. G. in P. Ueber die uns gesandten Correspondenzen bitten wir weiter zu verfügen, da uns weniger daran gelegen ist, von Allen und Jedem, was geschieht, Nachricht zu erhalten, als kurze und in sich abgeschlossene Schilderungen wirklich bedeutender Ereignisse.

Herrn v. P. in C. Die Schilderung eines öffentlichen Charakters, welcher sich im Beginn seines öffentlichen Auftretens zweideutig, und am Schluß desselben feigherzig erwies, hätten wir kein Bedenken gehabt, aufzunehmen, wenn der Gegenstand objectiver behandelt, und mehr eine treue, wenn auch treffende Zusammenstellung der Thatfachen, als eine Polemik gegeben worden wäre, der wir volle Wahrheit nicht absprechen, die aber gleichwohl nichts entscheidet.

Frau von W. in S. Das Portrait der Königin Christine soll ehemöglichst von uns gegeben werden, das von Munoz fürchten wir nicht aufreiben zu können.

Herrn G. in M. Für die heute eingegangene Sendung unsern besten Dank, und erwarten wir ehemöglichst, was zur Vervollständigung der Beschreibung gehört.

Herrn J. J. in B. Ein sehr gelungenes Bild von Wellington ist bereits in unserm Besitz und wird demnächst mitgetheilt werden. Ein Abonnent. Wir sind noch nicht von den Erfolgen des neuen Versuchs zur Hebung des Telemach (vergl. Nr. 1) unterrichtet. Ein Schachspieler. Wo die versprochenen Schachaufgaben bleiben; die nächste Nummer wird die erste enthalten, und sehen wir mit Vergnügen der Lösung durch unsere Leser entgegen.

Leipzig, den 5. August 1843.

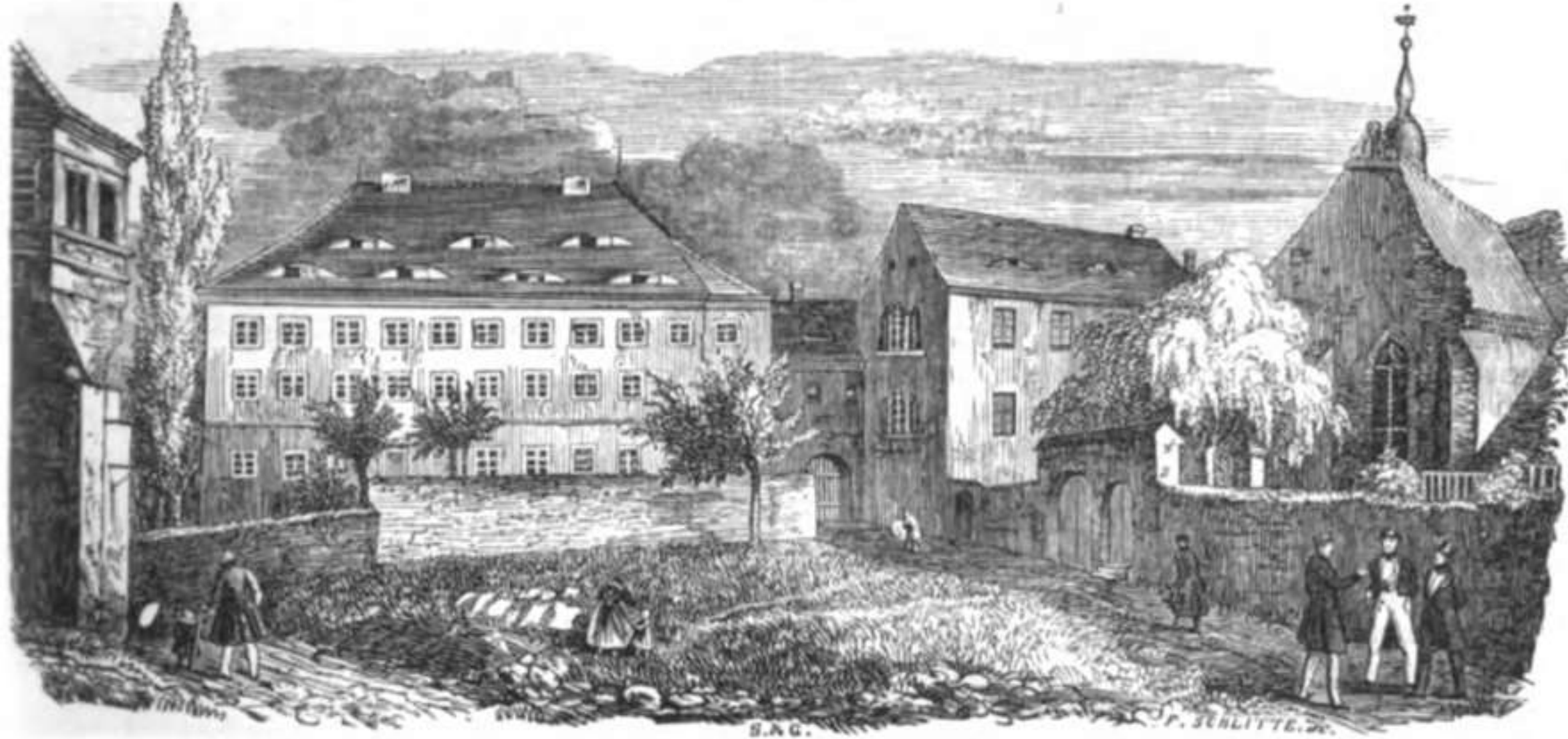
Das Jubelfest der königlichen Landesschule St. Afra zu Meissen.

Dreihundert Jahre sind bereits verflossen, seitdem durch die sächsischen Herzöge Moriz und August die Landesschule zu Meissen gestiftet wurde. Zu gleicher Zeit mit ihr traten die Landesschulen zu Pforta bei Raumburg und die zu Grimma bestehende, zur Zeit ihrer Stiftung im Jahre 1543 für Merseburg bestimmt, in das Leben. Dankbare

Erinnerung an die Segnungen der durch Luther bewirkten Reformation, verbunden mit dem Wunsche, durch Lehre und Unterricht die Wohlthaten derselben auch dem kommenden Geschlecht zu erhalten, waren die innersten Beweggründe zu ihrer Stiftung. Die äußere Veranlassung gaben die bei Einführung der Reformation eingezogenen geistlichen Güter und Ländereien, deren Ertrag man wiederum zu geistlichen Zwecken benutzen wollte. Die Stiftungsurkunde der Landesschule zu Meissen spricht sich darüber in folgenden unzweideutigen Worten aus: „Nachdem unsere, auch unsrer Unterthanen Vorfahren aus Andacht, die sie zu Gott gehabt, etliche Güter zusammen getragen, gestiftet

Zum Schlafen dienen zwei große Säle, auf deren jedem 60 bis 65 Bettstellen sich befinden.

Hiermit kommen wir auf die gegenwärtige Einrichtung der Anstalt, die wir mehr für die Segner als die Freunde derselben beschreiben, indem wir die Ordnung eines Sommertags mittheilen. Früh halb fünf Uhr läutet die Glocke zum Aufstehen; einer der zwölf obersten Schüler, die als Unteraufsesser oder Hausinspektoren über ihre Mitschüler gesetzt sind, ruft zum Gebet, welches um fünf Uhr von einem Lehrer — Hebdomadarius genannt, weil er mit seinen Collegen wöchentlich abwechselnd die Inspection führt — gehalten wird. Bis 6 Uhr wird das Frühstück eingenommen, wo der Hausinspector zur Ordnung ruft. Auf diesen Ruf begiebt sich jeder an seinen in einer der acht Wohnstuben ihm angewiesenen Platz, wo sie sich mit Fertigung ihrer Aufgaben, mit Lesung eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers, und mit Vorbereitung und Wiederholung der Lehrstunden beschäftigen. Während dieser Stunde werden die verschiedenen Stuben vom Hebdomadarius besucht, der sich zu überzeugen hat, ob Alle an ihren Plätzen und beschäftigt sind. Um 7 Uhr beginnen die öffentlichen Lehrstunden für jede der vier Classen und dauern, mit Unterbrechung einer Viertelstunde um 9 Uhr, bis 11 Uhr. Unterrichtsgegenstände sind in den verschiedenen Lehrstunden: Religion, deutsche, lateinische, griechische, hebräische, französische Sprache, Mathematik und Physik, Geographie und Geschichte. Der deutsche Sprachunterricht knüpft sich vorzugsweise an schriftliche Ausarbeitungen, zu denen in Prima das vorgelegte Thema der freien Behandlung überlassen wird. Das Lateinische wird bis zur Fertigkeit im freien schriftlichen Ausdruck und im Sprechen getrieben, das Griechische bis zur Fertigkeit in schriftlichen Uebersetzungen aus dem Deutschen oder Lateinischen, das Hebräische bis zum genauen grammatischen Verständnis, das Französische bis zur Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck, Mathematik bis zur Trigonometrie und Lehre von den Kegelschnitten, Geographie und Geschichte nach dem ganzen Umfang ihres Gebiets. Von 11 bis 12 Uhr ist Freistunde, während welcher auch Privatunterricht erteilt oder Uebungen im Turnen vorgenommen werden. Um 12 Uhr geht es unter Begleitung des aufsichtführenden Lehrers zum gemeinschaftlichen Mahl. Nach Abhaltung eines kurzen Tischgebets wird eine Suppe, darnach entweder Fleisch und Gemüse oder — Sonntags und Donnerstags — Braten mit Salat oder Obst aufgetragen und mit kurzem Gesang und Gebet die Mahlzeit geschlossen. Nach 1 Uhr versammeln sich die Schüler wieder an ihren Plätzen in den Stuben, wo jeder Obere einen oder einige seiner speciellen Unterweisung übergebene Untere unterrichtet. Man muß Zeuge dieser Methode sein, um ihre Möglichkeit sowohl als ihre Fruchtbarkeit zu begreifen. Sie gehört zu den wesentlichsten Vortheilen der Landesschulen. Es gewinnen dabei die Oberen, indem sie das Selbstgelernte zum Vortrag bringen, und die Unteren, indem sie einen Lehrer haben, der sich ausschließlich mit ihnen beschäftigt, auf die Bedürfnisse des Einzelnen genauer eingehen kann und gleichsam für sie allein da ist. Man hat diese Einrichtung auch auf solchen Gymnasien nachzuahmen gesucht, in denen die Schüler nach den öffentlichen Lehrstunden wieder aus einander gehen. Aber der Erfolg ist hier geringer, weil sich die Schüler fremder sind und mit ihren weiblichen und geistigen Interessen weniger in einander verwickeln. Auf den Landesschulen dagegen ist der Fall nicht selten vorgekommen, daß ein Unterer seinem wackern Oberen den wesentlichsten Theil seiner Bildung verdankte, und für das ganze nachmalige



St. Afra zu Meissen.

und geordnet, daß der Allmächtige durch die Ordenspersonen und andere, so dieselben zu gebrauchen gehabt, sollte gelobt und gepriesen werden, daraus aber merkwürdige Irrthümer und Mißbräuche erfolgt, wie denn männiglich wißlich und am Tage, uns aber als einem christlichen Regenten dasselbe in unsern Landen länger zu gestatten nicht gebühren wollen, so haben wir betrachtet, wie solche Güter Gott zu Lobe in andre christliche und milde Sachen könnten angewendet werden und deshalb den Ausschuss unsrer Lande Thüringen und Meissen zu uns erfordert und sammt ihnen erwogen, daß einem jeden Lande nichts so hoch von Nothen, als daß die Jugend in Gottes Furcht ihm zu Lobe erzogen und in den Sprachen und guten Künsten unterwiesen werde, woraus denn erfolgt, daß gelehrte Kirchen- und andre des gemeinen Nutzens Diener aufgezogen und zu bekommen seien, ohne welche die christliche Gemeinde nicht kann gelehrt noch regiert werden.“

Am 3. Juli 1543 wurde die Landesschule zu Meissen eröffnet. Laut der Stiftungsurkunde sollte sie 60 Zöglinge in Kost und Pflege nehmen, aber es mehrte sich bald die Zahl der Stellen bis auf hundert. Der erste Rector, Hermann Vulpius, blieb nur drei Jahre in seinem Amt; auf ihn folgte Georg Fabricius aus Chemnitz, unter welchem die Schule den Grund zu ihrem wissenschaftlichen Rufe legte. Fabricius galt für einen der gelehrtesten und geistvollsten Männer seiner Zeit, war gleich sehr erwärmt für christliche Tugend und Frömmigkeit, als für den hohen Werth der altclassischen Sprachen und im Verein dieser Eigenschaften am vollkommensten geeignet, den Absichten zu entsprechen, welche die sächsischen Fürsten bei Gründung der Anstalt hatten.

Bald nach ihrer Gründung hatte die Schule vielfache widrige Schicksale zu erfahren. Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges ließ Churfürst Johann Friedrich, der am 5. April 1547 Meissen einnahm, 23 Schüler aus adligen Familien als Geiseln nach Wittenberg abführen, die erst im folgenden Jahre durch Churfürst Moriz wieder in Freiheit gesetzt wurden. Hierzu kamen Seuchen, in Folge deren 1552, 1576 und 1611 die Schüler entlassen wurden. Hatte aber die Schule schon während dieser Zeit außerordentlichen Unterstützung bedurft, so wurden ihre Kräfte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges so gänzlich erschöpft, daß die Schüler wiederholt aus einander gingen. Am härtesten wurde der Anstalt 1637 von den Schweden begegnet. Nach Herstellung des Friedens erfreute sich durch die Fürsorge Churfürst Johann Georg's I. die Anstalt von Neuem eines glücklichen und ungestörten Fortgangs bis zum Jahr 1681, wo eine in Sachsen und besonders in Meissen wüthende Pest abermals zu einer Entlassung der Schüler nöthigte. Zu jener Zeit gab es Rathgeber, welche die Anstalt lieber in eine Stuterei verwandelt hätten, aber Chur-

fürst Georg wies sie mit Unwillen zurück, und wollte die Schule als ein Bethaus, aus welchem viel Gutes auf das ganze Land komme, unangetastet wissen. Bis zum Jahre 1706, wo der damalige Rector Stübel nur durch fußfälliges Flehen von Karl XII. erlangte, daß die Schule nicht beunruhigt werden sollte, genoß die Schule eines gedeihlichen Fortgangs und unter der Regierung König August II. wurden 1716 ein ganz neues Schulhaus und 1727 neue Wirthschaftsgebäude von Grund aus erbaut, insbesondere aber auch ein den Bedürfnissen der Zeit mehr angemessener Lehrplan eingeführt. Auch König August III. sorgte für das Wohl der Anstalt, die unter seiner Regierung am 3. Juli 1743 das Andenken an ihre Stiftung nach zweihundertjährigem Bestehen durch ein dreitägiges Jubelfest feierte. Unter die damaligen Jubelfrauer gehörte auch Lessing, der am 21. Juni 1741 aufgenommen, am 30. Juni 1746 nach öffentlich gehaltenem Abgangsrede die Anstalt verließ und nachmals über seine Schuljahre und Schulstudien in den Worten sich aussprach: „Schon in den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“

Bald nach der Jubelfeier betrafen die Schule neue Drangsale des Kriegs. Gegen Ende des Jahres 1745 rückte unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau ein starkes Heer in die Stadt ein. Die Lehrer gingen ihm mit zwölf der kleinsten Schüler entgegen und baten fußfällig um Schonung der Landesschule. Dieser Act wiederholte sich, als Friedrich der Große selbst mit einem starken Corps in Meissen anlangte, und außer den Beschwerden der Einquartierung und Krankenpflege hatte die Schule nichts zu erleiden; selbst die Verlegung eines preussischen Lazareths in die Anstalt, blieb auf die Gesundheit der Schüler, die oftmals über die im Wege liegenden und in Stroh gehüllten Leichen hinwegsteigen mußten, ohne nachtheiligen Einfluß. Freilich hatte sich ihre Zahl während aller dieser Bedrängnisse ansehnlich vermindert und diejenigen, welche aushielten, mußten längere Zeit mit geringer Kost zufrieden sein. Die Sorge der sächsischen Regierung blieb jedoch fortdauernd auf Erhaltung ihrer Fürstenschulen gerichtet: ihre Verwaltungsangelegenheiten wurden aufs Neue geordnet, reichere Hilfsquellen wurden eröffnet und so gelang es, auch St. Afra von Neuem zu dem Ansehen zu erheben, in welchem sie zu ihrer blühendsten Zeit gestanden hatte; eine der wesentlichsten Veränderungen erfolgte im Jahre 1812, wo die Vertheilung der Schüler in sogenannte Zellen, deren 52 waren, aufgehoben und acht größere Locale eingerichtet wurden, in denen sie wohnen und studiren.



Rector Baumgarten: Grunius.



Festgabe
der Frauen von St. Afra.

anstalt mit einander verwachsen, bewahren nach ihrer Trennung auf den verschiedenen Berufswegen ihres nachmaligen Lebens einen Fonds der Erinnerung, die niemals erlischt. Noch ehe von Seiten der Schule öffentliche Ankündigungen über die bevorstehende Festfeier erlassen waren, kamen Anmeldungen und vielfache Bezeugungen der Theilnahme. Und diese Merkzeichen mehrten sich wie ein fortlaufender Strom, je näher die Tage der Feier heranrückten.

Festlich ausgeschmückt in allen Räumen mit Blumen- guirlanden, Kränzen und Fahnen eröffnete die Anstalt am 1. Juli ihre Pforten. Ein geschmackvolles Portal trug nach außen die Inschrift:

Quisquis ades faveas! Afrae sua sacra parantur.

(Freue dich, der du kommst! Es gilt die Feier St. Afra's.) nach innen:

Egrediens Afram matrem laudabis et intrans!

(Schreitend herein und hinaus lobpreise die Mutter St. Afra.)

Die erste Huldigung wurde der Anstalt durch Ueberreichung einer Fahne gebracht, welche die Frauen des Schulcollegiums mit ihren Töchtern unermüdlich ausdauernd gestickt hatten. Die treffende Anrede einer der Frauen beantwortete der Rector, nahm ihr Geschenk im Namen der Anstalt in Empfang, dankte ihnen, die in das Thun der Männer das Schöne hineinzulegen vermöchten, und bezeichnete den anwesenden Hausinspektoren die Fahne als das Banner der Humanität, welche innere Sittlichkeit höher stelle als äußere Sitte, als das Banner, um welches sie sich versammeln müßten, um alles Gemeine fern zu halten. Hierauf sprach der Primus der Schule in kurzen Worten den Dank der Gesamtheit der Schule aus, die, auf dem Schulhofe versammelt, mit der Fahne in geschlossenen Reihen vor den Damen vorüberzog, und ihnen ein Vivat brachte. Die Fahne selbst, von weißer und grüner Seide in Gold und Chenille gestickt, hat drei Ellen Länge und Breite und zeigt auf der einen weißen Seite Eckstücke von Eichenzweigen. Die Mitte bildet in großen englischen Schriftzügen die Inschrift: „Zum 300jährigen Jubelfeste 1843. Ein Epheufranz umschließt auf der andern grünen Seite das in gothischen Schriftzügen mit Arabesken verzierte Wort St. Afra. Auch sind hier die Eckstücke mit Epheublättern in weißem Sammet und Gold gestickt. Kurz vor Ueberreichung der Fahne hatten die Hausinspektoren im Namen des Coetus einen geschmackvollen Teppich übergeben, dessen Kosten die Schüler aus den Ersparnissen ihres Wochengeldes gewonnen hatten. Es soll

Leben sich ihm verpflichtet fühlte. Außerdem fördert diese Einrichtung des Lehrens und Lernens unter einander das gute Einvernehmen der Oberen mit den Unteren, indem es den Oberen empfiehlt, wenn sich Untere um einen Platz an dem Tische, wo er den Vorsitz führt, bewerben. Nur untauglichen Oberen werden Untere nicht anvertraut.

Von 2 bis 4 Uhr dauern wieder die öffentlichen Lehrstunden; von 4 bis 7 Uhr, wo das frugale Abendbrod eingenommen wird, studiren alle diejenigen auf ihren Stuben, welche keine Privatstunden haben oder das Elbbad besuchen dürfen, doch tritt um 5 Uhr eine kurze Unterbrechung ein. Nach dem Essen ist wieder bis 8 Uhr frei; dann gehen die Schüler wieder auf ihre Plätze in den Stuben und dürfen sich einer freieren Beschäftigung hingeben, entweder deutsche Bücher lesen, die sonst nicht zugelassen werden, oder Musik treiben, oder Briefe schreiben und dergleichen. Um 9 Uhr wird das Tageswerk, wie es am Morgen mit Gesang und Gebet begonnen wurde, ebenso beschlossen. Nach dem Gebet gehen die Schüler gegen halb 10 Uhr zu Bett.

Der kommende Tag gestattet vielleicht unter Vorgang des Hebdomadarius einen längeren Spaziergang ins Freie oder es ist ein sogenannter Studirtag, an welchem die öffentlichen Lehrstunden völlig ausgefällt sind und eine ununterbrochene Zeit für die eigne Selbstthätigkeit der Schüler, die sich da auf ihren Wohnstuben befinden, gegeben wird, denn die Landesschulen halten sehr viel auf den Privatfleiß, auf Beschäftigung mit schriftlichen Arbeiten und Beübung der Selbstthätigkeit. Dabei beruht das Geheimniß ihres ganzen Regiments auf fortdauernder Beaufsichtigung. Die Gesamtheit ist beaufsichtigt durch den Rector und den jedesmaligen Hebdomadarius, die Schüler in ihrem Beisammenleben durch die Hausinspektoren und Tischoberen, die Classen unter einander durch Einhaltung gewisser Vorrechte und Befugnisse, deren Ueberschreitung niemals ungestraft hingehet. So muß die Uebung des Gehorsams alsbald zur Fertigkeit werden. Gehorsam aber und Fleiß sind die Bindemittel des Ganzen. Wohl der Anstalt, die es darin zu einer solchen Gewohnheit gebracht hat, daß Allen die Ueberzeugung beivohnt, es könne gar nicht anders sein!

Mit den frohesten Hoffnungen auf rege Theilnahme konnte diese Anstalt, die von jeher eine gute Mutter der ihr anvertrauten Zöglinge gewesen war, der Festfeier ihres dritten Jahrhunderts entgegensehen. Schüler und Zöglinge, welche durch sechs Jahre langes Beisammensein in einer Lehr-



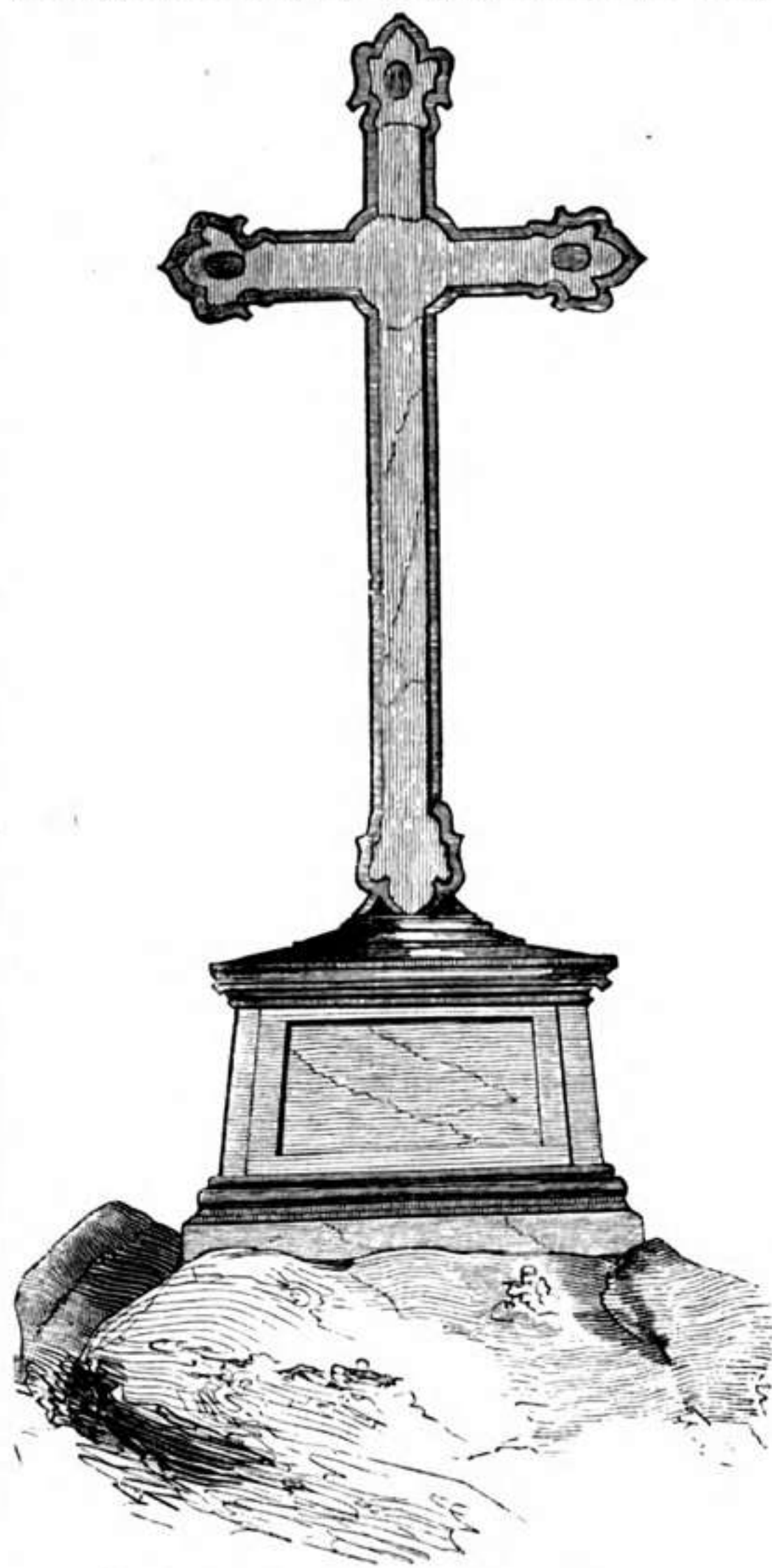
Festgabe
der Frauen von St. Afra.

derselbe bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten zur Decoration des Rednerplatzes der Alumnen dienen.

Der 2. Juli, der Tag der Vorseier, ward früh 4 Uhr mit dem Geläute aller Glocken und unter Kanonenschüssen angekündigt. Um 6 Uhr ward vom Chor der Schüler, vom breiten Thurme der Domkirche herab, unter Begleitung von Blasinstrumenten ein Morgenlied gesungen, darauf ein zweites vom Prof. Diller für die Festfeier gedichtetes, nach der Mel.: Nun danket alle Gott. Es schließt mit dem Vers:

Im Lichte wandelt seine Bahn,
Wer Gottes Geist empfangen.
Nur der Verblendung irem Wahn
Nag vor dem Lichte bangen.
O leuchte, Himmelsstrahl,
Wiltgern im Erdbenthal!
Daß Gott den Herrn erkennt,
Wer seinen Namen nennt,
Und Lob und Preis ihm singe.

Um 9 Uhr begann in der Afrakirche der Gottesdienst. Nach Aufführung einer Festmusik und einleitendem Gesang sprach Pastor Schmidt mit Unterlegung des Textes Psalm 48, 2. 3. über das Thema: „Warum haben wir uns der höhern Bildungsanstalten unsres Vaterlandes so dankbar zu erfreuen?“ und beantwortete diese Frage mit den trefflich ausgeführten Worten: „in ihnen besitzen wir die köstlichste Segensfrucht der Reformation, in ihnen die preiswürdigsten Vermächtnisse treuer Fürstensorge, in ihnen die ergiebigsten Quellen fortschreitender Gesamtwohlfahrt, in ihnen die rührendsten Zeugen von Gottes gnadenreichem Walten.“ Nach dem Gottesdienst erfolgte der Empfang der Deputationen und die Uebergabe der Ehrengeschenke von Auswärtigen. Es würde zu weit führen, wollten wir Titel und Namen der wohlwollenden Begrüßer und ihrer Festgaben hier vollständig aufzählen. Darum genüge die Bemerkung, daß vom Domstift zu Meissen, von dem evangel. Landesconsistorium, von der Thomasschule und Nicolaischule zu Leipzig, der Fürstenschule zu Grimma, der Kreuzschule zu Dresden, der Schule zum Kloster beatae virginis zu Magdeburg, dem Gymnasium zu Baugen, der Landesschule Pforta bei Raumburg, dem Bisthum'schen Geschlechtsgymnasium zu Dresden, dem Gymnasium zu Freiberg, von der Kirchengemeinde zu St. Afra, vom Superintendent Dr. Schumann in Annaberg, vom Comthur Dr. Hermann und vom Licentiaten Dr. Hölemann Motivtafeln, Gedichte u. Gratulationschriften verschiedener Art eingegangen sind, auch



Das Kreuz auf dem Götterfelsen.

vom Ritter Dr. Bräunlich 100 Thlr. zu Prämien für arme Schüler, und von der Universität Jena für den Rector Baumgarten-Crusius das Diplom eines Doctors, für den Prof. Flügel das eines Licentiaten der Theologie überbracht wurde. Ueberaus zahlreich waren insbesondere die Schriften, die von alten Afranern und von den gegenwärtigen Lehrern dem Jubelfest gewidmet worden waren.

Gegen 3 Uhr des Nachmittags zogen die jetzt in Leipzig studirenden ehemaligen Afraner, in Begleitung vieler anderer alten Afraner und im Gefolge der gegenwärtigen Schüler, umringt von einer zahllosen Menschenmenge zu Wagen und zu Fuß, unter klingendem Spiel nach dem Buschbade bei Meissen. In der Nähe dieses Bades befindet sich der sogenannte Götterfelsen, auf welchem am Morgen desselben Tages auf Veranstaltung der Studirenden ein kolossales, gußeisernes Kreuz errichtet worden war. Dieser Fels wurde zur Errichtung des Kreuzes gewählt, weil seit vielen Jahren bei Gelegenheit des Afranischen Schulfestes am frühesten Morgen dahin gezogen wird, um beim Aufgang der Sonne ein Morgengebet zu halten. Die auf dem Postament des über 20 Centner wiegenden Kreuzes in vier Feldern angebrachten lateinischen Inschriften sind in deutscher Uebersetzung folgende:

„Zum Andenken an die vor 300 Jahren eröffnete berühmte Afraschule errichteten die in Leipzig studirenden ehemaligen Afraner zur Zierde eines durch feierliche Gebete geweihten Ortes ein Kreuz.“
 „Am dritten Juli 1843.“
 „Frömmigkeit ist der Quell der Freude.“
 „Auf der Höhe dem Höchsten.“

Zur Einweihung dieses Kreuzes wurden die auf dem Buschbad anwesenden Lehrer und Zöglinge der Anstalt durch zwei Abgeordnete der Studirenden eingeladen; trotz der Ungunst der Witterung und des schlüpfrigen Wegs war die Zahl der unter bunten Dächern von Regenschirmen an einander gedrängten Theilnehmer außerordentlich groß. Die Weihe begann mit dem Gesang eines vom Stud. theol. Müling gedichteten Liedes, worauf Stud. jur. Rour aus Baugen mit angemessener Rede das Kreuz der Anstalt übergab und nach abermaligem Gesang der Bacc. medic. Kersting ein von ihm verfasstes Gedicht sprach, aus dem wir folgende Stelle entlehnen:

Du heilige Afra, die des Geistes Augen
 Durch's Morgenroth der Alten vorbereitest,
 Daß sie die Sonne zu ertragen taugen,
 Die siegreich jetzt durch Wahn und Dunkel schreitet,
 Du hast gelehrt, des Wissens Schatz zu brauchen
 Zum höchsten Schmuck, der Sterbliche bekleidet,
 Zum heiligen Kreuz, das, wenn's auf Erden dunkelt,
 Dem frommen Blick am Sternenhimmel funkelt.

Zur Erwiederung sprach der Rector, deutete hin auf die Gemüthserhebung, welche die Zöglinge Afra's so oft schon auf der Höhe des Götterfelsens erfahren, auf den Segen der Erinnerung, welcher sie begleite, auf das Sinnbildliche des Glaubens, welches das Kreuz uns darstelle. Er rühmte die erhebende Gesinnung der für St. Afra begeisterten Geber, und warnte vor der frevelnden Hand, die es wagen könnte, sich an diesem Zeichen des Trostes und der Hoffnung zu vergreifen. Mächtig war der Eindruck, welchen diese Feier der Kreuzesweihe hervorbrachte. Während der Himmel in starkem Regen sich ergoß, weiheten dankbare Zöglinge von St. Afra den Erguß ihrer Herzen und das fromme Denkmal ihrer Gesinnung der umringenden Schar von Lehrern und Schülern!

Die letzte erhebende Feier des Tages fand auf dem Gottesacker der Afrakirche statt. Hier wurde die Erinnerung an heimgegangene und auf diesem Friedhof begrabene Lehrer durch Pastor Uhlmann aus Freiberg gefeiert.

Am frühen Morgen des 3. Juli, des eigentlichen Schulfesttages, zogen die gegenwärtigen Schüler unter Musikbegleitung durch die Stadt auf den Götterfelsen hinaus, um dort in gewohnter Weise ihre Morgenandacht zu verrichten. Der Himmel schien sich aufheitern zu wollen, so daß auf der Höhe des Götterfelsens das Kreuz im langeschnittenen Strahl der Morgensonne glänzte. Die Schüler traten in einen Kreis und sangen ein vom Prof. Kraner gedichtetes Lied:

Wie heilig ist's, o Herr,
 Im Geist vor dich zu treten!
 Frohlockend stehen wir,
 Dich dankend anzubeten;
 In deines Tempels Pracht,
 Auf heiligen Bergeshöhn
 Soll unsres Liedes Klang
 Lobsingend dich erhöhn.

Nach 8 Uhr kehrte der Coetus wieder in die Stadt zurück, wo indessen die Zahl der Festbesucher mächtig angewachsen war. Eine große Schar alter Afraner war mit dem Dampfschiff von Dresden angekommen, und noch

vor 9 Uhr versammelten sich in den Räumen der Anstalt alle Theilnehmer zum festlichen Zug in die Afrakirche. Voran ging ein Musikcorps, welches einen vom Musikdirector Anacker in Freiberg componirten Parade-marsch spielte, darauf folgten die gegenwärtigen Schüler der Anstalt, die Lehrer derselben, die alten Afraner, die ehemaligen Lehrer der Anstalt, die städtischen Behörden, die Comité-Mitglieder, die Deputationen, die Landesbehörden, der Staatsminister. Den Gottesdienst, bei dem vom Singchor der Schule das Halleluja aus dem „Messias“ von Händel aufgeführt wurde, hatte der Religionslehrer der Anstalt, Oberlehrer Schürick, geordnet, auch besondere Lieder dazu gedichtet, und machte durch seine Festpredigt: die Verkörperung unserer Festfreude durch fromme Erhebung, tiefen Eindruck auf die Gemüther, da sie nach Form und Inhalt der Feier den ächten Charakter religiöser Erhebung gab. Nach diesem Gottesdienst ging der Zug in die Anstalt zurück, wo im geschmackvoll decorirten Festsaal derselben ein Redeact gehalten wurde. Zuerst erhob sich Staatsminister von Wietersheim, als oberster Vorstand der Schule. In einem zur Bewunderung hinreißenden Flusse der Beredsamkeit sprach derselbe über die geistigen Bestrebungen im 16. u. 19. Jahrhundert, zog die interessantesten Parallelen zwischen diesen Zeiten, deren Gepräge vor seiner lichtvollen und kernhaften Darstellung in scharfen Umrissen hervortrat. Er entwickelte, wie die Bewegung im 16. Jahrhundert innerhalb des kirchlich-religiösen Lebens beschlossen gewesen und die Richtung der Gegenwart auf das politische gehe; wie damals der Glaube, so dränge sich jetzt das Wissen hervor. Aber weder dem Glauben noch dem Wissen allein gebühre der Vorrang; in seiner Vereinigung führe beides auf Abwege, bezeichnet einerseits durch Schwärmerei, andererseits durch Vergötterung des Selbstbewußtseins. Darum nehme an dem Glauben die Vernunft und am Wissen das Herz seinen Antheil, „daß beides zu einer geweihten Flamme ausschlage, die lichtverbreitend und wärmespendend die Bestrebungen des nach Wahrheit ringenden Geistes segne.“ Nach einem ergreifenden Schlußwort an die Afranische Jugend traten fünf Schüler auf, die durch ihre Vorträge ein würdiges Zeugniß von dem wissenschaftlichen Charakter der Anstalt ablegten. Den Actus beschloß die öffentliche Nennung derjenigen Schüler, welche bei dem Fest oder der lehrvorausgegangenen Prüfung durch Prämien ausgezeichnet worden waren, und leitete der Rector diese Feierlichkeit mit einer lateinischen Rede ein, worin er des ächten und wahren Ruhmes gedachte, dessen die Anstalt sich freuen müsse und auf den allein sie Werth legen könne, das sei der Ruhm, durch gründliche classische Bildung zu ächter Humanität zu führen. Dankend nannte derselbe die Namen der Churfürsten Moriz und August, deren Bildnisse durch die Kunst neu hergestellt im Festsaal prangten, die Namen des Nivius und Fabricius, welche, verdient um den ersten wissenschaftlichen Ruhm der Anstalt, bei dem Feste durch eiserne Gedenktafeln in Goldschrift geehrt wurden, die Namen des frommen Liederdichters Paul Flemming's, der als Zögling von St. Afra bisher noch weniger bekannt war, Fürsttegott Gellert's, dessen Bildniß schon seit mehreren Jahren den Festsaal der Anstalt schmückte, ferner Ephraim Lessing's, dessen Gemälde durch das Hohe Ministerium zur dritten Sacularfeier der Schule verehrt worden war. Nach diesem lateinischen Vortrage theilte der Rector ein überaus huldvolles Handschreiben des allverehrten Königs Friedrich August mit, das wir hier vollständig wiedergeben:

„Die Wiederkehr des Tages, an welchem einer Meiner Vorfahren vor dreihundert Jahren die Landeschule zu Meissen gründete, giebt Mir Veranlassung, Ihnen, Mein Herr Rector und Ihren Collegen, Meine aufrichtige Theilnahme an der Feier eines Ereignisses auszudrücken, das zur Erhaltung und Förderung der wissenschaftlichen, vor Allem der classischen Bildung im sächsischen Volke und zur Begründung seines wohlverdienten Ruhmes in dieser Hinsicht so wesentlich beigetragen hat.

„Gern verbinde Ich damit die Versicherung Meiner Zufriedenheit mit dem dormaligen günstigen Zustande der Ihrer Pflege anvertrauten Anstalt und des Vertrauens, daß solche in wissenschaftlicher und religiös-sittlicher Hinsicht ihrem hohen Berufe immer mehr entsprechen werde, indem Ich Ihnen in landesväterlicher Huld aufrichtig beizugehen bleibe.“

Pillnig, den 1. Juli 1843.

Friedrich August.

An den Rector Baumgarten-Crusius zu Meissen.

An diese Vorlesung knüpfte sich die Verleihung des Civilverdienstordens an den Rector, eine Auszeichnung, welche gleichfalls den verdienten Empfänger, wie die seiner Obhut vertraute Anstalt ehrt. Es war gegen 2 Uhr, als die Festversammlung sich trennte. Die Schüler wurden dar-

auf nach einem von ihnen selbst in Vorschlag gebrachten Tischzettel gespeist; der Minister von Wietersheim gab ein Ehrenmahl auf dem Buschbade, zu welchem, außer den Deputirten der Schulen, den Lehrern der Anstalt, den Mitgliedern des Festcomités, der Meißner Geistlichkeit und des Stadtraths, auch die Präsidenten beider Kammern nebst dem Directorium derselben, Consistorialpräsident von Weber, Vicepräsident von Ammon, und die Geheimen Räte des Cultusministeriums sich zusammen fanden. Es war ein Mahl voll des geistigsten Genusses; ein Toast folgte dem andern, und alle waren der Religion und Wissenschaft und ihren Vertretern in Schule und Kirche geweiht.

Während dieses Mahles vergnügten sich die Schüler durch Vogelschießen und Tanz. Am Abend war die Stadt, die während der ganzen Festzeit mit Blumen und Laubgewinden, Kränzen und Fahnen reichlich geschmückt war, auf eine die herzlichste Theilnahme an der Bedeutung des Festes bekundende Weise bis in die abgelegenen Räume illuminirt. Am glänzendsten traten die Schule selbst und das Rathhaus hervor. Am Rathhaus erschienen als Jungfrau St. Afra; am Rande des Gemäldes prangten die Namen der Churfürsten Moriz und August, ferner des Nivius und Vulpus als ersten Rectoren und des Fabricius als des zweiten, und diesen gegenüber die Namen Gellert, Rabener, Lessing. Zu beiden Seiten des Hauptgemäldes befanden sich das sächsische und das Meißener städtische Wappen. An der Schule war der Verein der Religion und Wissenschaft in zwei allegorischen weiblichen Gestalten, welche, den Blick gegen einander gerichtet, die abwärts geneigte Hand sich gaben und mit entsprechenden Attributen versehen waren, auf ebenso sinnvolle als künstlerisch vollendete Weise dargestellt. Neben dem Hauptgemälde befanden sich zu beiden Seiten zwei andre Transparente, welche in Chronostichen die Jahreszahlen 1543 und 1843 ausdrückten. Das erstere hieß:

1543.

Aus eurer Finsterniß, ihr Klostermauern,
 Quillt jetzt ein herrlich Licht für's Volk hervor.
 das zweite:

1843.

Und jubelnd ruft heut' der Enkel Chor:
 Des Lichtes Quell soll, Afra, ewig dauern.

Außerdem befand sich ein Transparent über dem oben genannten Portal, welches die Inschrift des Thores trug:

Mauritii pietas Augustique inclita virtus
 Hanc Christo et studiis constituere scholam.

(Der fromme Sinn des Churfürsten Moriz und die hohe Vortrefflichkeit August's gründeten diese Schule für Gottesfurcht und Wissenschaft.)

Gegen 12 Uhr des Nachts zogen die Schüler in ihre Anstalt wieder ein, brachten dem Rector und dem Lehrercollegium ein Lebehoch und schlossen des Tages Feier mit dem Gesang des Liedes: Nun danket alle Gott.

Der dritte Festtag war zunächst den alten Afranern gewidmet. Sie versammelten sich gegen 9 Uhr auf dem Schulhofe, wo zu dankbarer Erinnerung an die dritte Sacularfeier und zum Gedächtniß für die Nachkommen eine Linde gesetzt wurde. Nachdem die Versammelten in einen weiten Kreis getreten waren, hielt Prof. Diller die Weihere, die er mit den Worten schloß: „So steige denn nieder in den Schooß der mütterlichen Erde, aus welcher du entnommen bist, umfasse sie mit kräftigem Arm, gebunden von ihr und wiederum sie bindend. Steige empor in das Reich der Luft und des Lichts, in das Reich der Freiheit. Sammle dereinst unter deine Schatten die Scharen treuer Enkel, daß sie deines grünen Daches sich freuen und mit einem Herzen voll inniger Empfindung der Liebe gedenken, die uns hier von fern und nah zusammenrief, der Liebe, die, einst in St. Afra erblüht, jetzt ihre reife Frucht der treuen Mutter bringt. Es stehe der Baum als ein unverlegliches Heiligthum Allen, die Afra als die Seinen erkennt, Allen, die es einst noch als die Seinen erkennen wird!“ Darauf sprach Dr. Ewald Dietrich, durch dessen Fürsorge der gesetzte Baum aus Moritzburg herbeigekommen war. Nach kurzem Gesang begab sich die Versammlung in den Festsaal der Anstalt. Hier trug Prof. Kreyßig unter lauten Aclamationen der Anwesenden eine lateinische Ode vor, darauf beantwortete Dr. Böttcher aus Dresden in humoristischer Weise die von ihm vorgelegte Frage: „Wie sieht Afra ihre Kinder wieder?“ Dieser Vortrag war reich an schlagendem Witz und erweckte die lebhafteste Zustimmung. Bei Nennung derjenigen Afraner, die in neuester Zeit einen großen Namen sich erworben, gedachte der Redner besonders auch des Begründers der Homöopathie, Dr. Hahnemann, der, in Meissen geboren, in den Jahren 1774 bis 1780 durch Lehrer der Fürstenschule sich bildete, und nur zwei Tage früher, 88 Jahre alt und noch jugendlich frisch, in Paris verstorben war. Nach Dr. Böttcher feierte

Candidat Budich aus Königsbrück im Odenschwunge den Namen Afra's, worauf Kreisamtmann Cuno aus Freiberg ein launig gehaltenes deutsches Gedicht vortrug. Zum Schluß gab Prof. Dertel eine kurze Geschichte der Zeit von 1643, 1743 und von 1843. Sehr interessant war dieser Vortrag und reich an Gelegenheit zu Parallelen. Auf Grund der Geschichte ergab sich, daß wir alle Ursache haben, unsere Zeit zu preisen und die Vergangenheit nicht auf Kosten der Gegenwart zu erhöhen.

Als dieser Redeactus beendet war, ordnete sich im Innern der Anstalt ein vom Dr. Böttcher aus Dresden sinnreich angelegter Festzug, welchen wir, um diese Mittheilungen nicht zu verzögern, in einer spätern Nummer geben werden.

Der geschmackvoll decorirte Festsalon, wohin durch einen großen Theil der Stadt der Zug sich bewegte, und welcher an 34 Tafeln 800 Personen faßte, war an seinen drei Eingängen mit folgenden Inschriften geziert, am Haupteingange: Salvete, am vordern Seiteneingange: Mementote Hilariae matris Afræ — gedenket der Hilaria, der Mutter der Afra —, am andern Seiteneingange: Notos vicinia reddit — die Nachbarschaft befreundet —. Unter der Büste des Königs stand: Augeat Angustum Regem rerum auctor — den König August kräftige Gottes Kraft. — Die eine Hälfte des Salons war von den alten Afranern eingenommen, deren Zahl über 400 war, die andere Hälfte von Ehrengästen und Freunden der Anstalt und ihrer Jüglinge. Die alten Afraner waren nach den Zeiträumen ihrer Schuljahre geordnet. Der erste Trinkspruch galt dem königl. Hause, der zweite dem Cultusministerium, der dritte der Stadt Meissen, der vierte der Schule zu St. Afra, der fünfte den alten Afranern, der sechste dem Liederdichter Gellert, dessen Geburtstag an demselben Tage war. Was späterhin gesprochen wurde, ward zum Theil von dem wachsenden Strome der Heiterkeit verschlungen.

Gegen 8 Uhr des Abends war das Mahl beschlossen; die Tische wurden weggeräumt, Frauen und Jungfrauen traten in den Saal und ein Ball begann, in welchem sich erst nach Verlauf einiger Stunden, nachdem viele der Gäste den Saal verlassen, die gelichteten Reihen der Tänzer entwickeln konnten. Es währte derselbe bis nach 2 Uhr des Morgens, wo die Musik zum Tanz dem vordringenden Gesange wich. In den Morgenstunden sammelte sich noch eine kleine Schar alter Afraner, um auf den benachbarten Götterfelsen auszusitzen und beim Aufgang der Sonne dem neuerrichteten Kreuz mit Gesang und Rede wiederholt ihre Verehrung zu bezeigen.

So wurde das Fest mit frommem Sinn beschlossen. Tiefe Eindrücke hat es in den Gemüthern der Theilnehmer zurückgelassen, hat die alten Bande der Wissenschaft, des Glaubens und der Liebe fester geknüpft und neue Hoffnungen für die Zukunft der gefeierten Anstalt erweckt. Dank, lauten Dank allen Denen, welche das Fest durch ihre Mitwirkung und Theilnahme verherrlichten! D.

Die Grossen Wasser im Garten von Versailles.

Alles macht Fortschritte und steigt höher; so auch Versailles. Demgemäß nimmt das Wasser dort ab, der Besuch aber zu. Da liegt der Titane Enceladus unter einem Felsblock und bemüht sich noch immer, Jupiter mit Steinen zu werfen, allein seiner Riesenkeule entsteigt nur ein dünnes Wasserfädchen. Durch einen Wasserstrahl der Latona in Frösche verwandelt, umgeben die lydischen Bauern fortwährend den Rand ihres Beckens und richten ihre Schmähungen in Gestalt von Wasser gegen die Göttin; aber kaum vermögen sie ihr den Kopf zu benehgen. Wie prachtvoll sandte früher die Schlange Python ihre verwegene Wassergarbe gen Himmel empor; jetzt ist sie alt, matt, erschöpft und hat nicht mehr die Hälfte ihrer frühern Lungenkraft. Im Neptunsbecken finden selbst Meerfälder und Tritonen nicht Wasser genug, um Rüstern und Muscheln zu füllen, denn Amphitrite mißt ihnen ihr Element allzu karg zu. Auch Apollo's Wagen an dem schönen Wiesengrunde, nach dem der Baumgang des Grünen Teppichs benannt ist, entstieg höher dem Wasser und Saturn wäre nicht mehr so kühl gebettet, läge nicht hinter seinem Becken ein großer Canal, der, 186 Fuß breit, 4674 Fuß lang, zwei Arme von 3000 Fuß Länge ausstreckt.

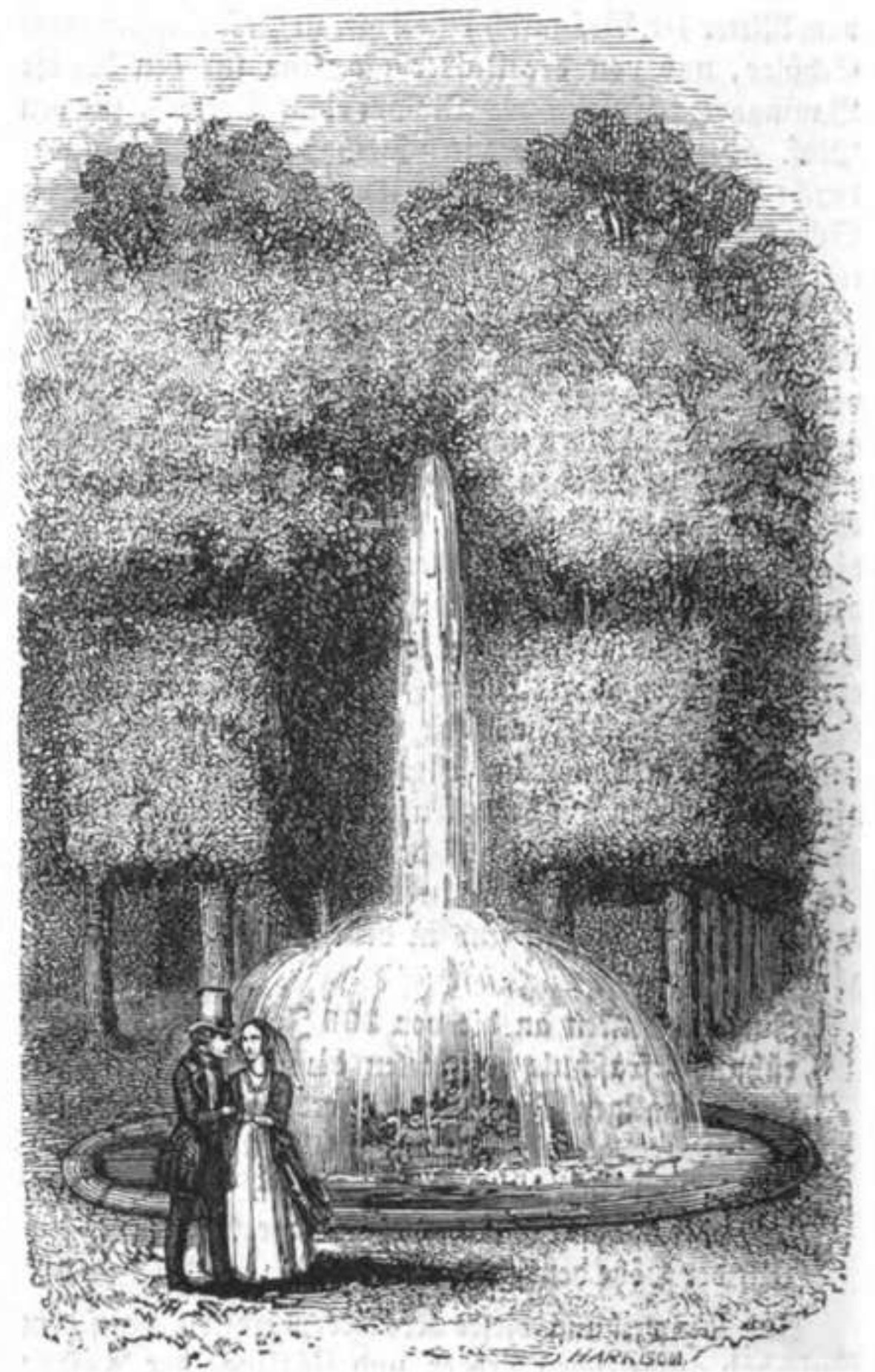
Schon zur Zeit des Begründers begann Versailles aufs Trockene zu gerathen. Trotz aller Anstrengung der Maschinen und der Canäle sah Ludwig XIV. das Wasser unter den Füßen seiner Meergötter schwinden. Ganze Seen strömten in den Vorrathsbehältern zusammen, aber der Bedarf war zu groß, und alle Millionen, die man hineinsteckte, vermochten nicht, das Wasser über dem Sand- und dem Sumpfboden zu erhalten.

Sind aber auch diese Wunderwerke in Versailles nicht ganz mehr wie sie gedacht oder was sie gewesen: unvergleichlich bleiben sie immer. Daß man jetzt weniger von ihnen spricht, hat einen andern Grund: sie sind alltäglich geworden. Einst strahlte dort Ludwig XIV. wie die Sonne, die er sich zum Sinnbild gewählt; goldglänzende Höflinge wandelten in den Laubgängen; rauschende Feste belebten den Park und beim Plätschern des Springquells ruhte auf weichem Rasenteppich die Liebe. Diese Welt der Hoheit, der Pracht und der Leppigkeit ist dahin. Ein Geschlecht von andrer Statur erfüllt ihre Anlagen. Mit feuerschnaubenden Rossen führt die Eisenbahn in einer Viertelstunde Tausende von Bürgern aus Paris nach den unabsehbaren Buchsbaumalleen, wohin noch die Königin Marie Antoinette in 35 Minuten nicht fahren konnte, ohne den allgemeinen Unwillen über die zu Tode gejagten Pferde und Reitknechte zu erregen. Nie traf Ludwig XIV. so geräuschvoll dort ein. Selbst Napoleon's Kaisergefolge vermochte die weite Einsamkeit dieses Parks nicht ähnlich zu füllen. Nur das Volk war groß genug, Versailles zu bevölkern!

Versailles ist jetzt ein Volksbelustigungsort. Und warum sollte es nicht? Wäre der grüne Rasen, der schneeweiße Marmor etwa zu gut? Hätten Schatten und Kühle dort edleren Zweck? Das Volk hat die Bäume gepflanzt, das Volk hat die Wasserleitungen angelegt, das Volk hat die Lasten getragen. Die sieggekrönte Infanterie von Rocroy und Freiburg starb dort beim Sumpfsgraben; 3600 Arbeiter fielen für die Ausführung dieser Königslaune. „Jede Nacht,“ sagt die lebenswürdige Brieffstellerin Frau v. Sevigny, „wurden Karren voll Siecher oder Todter weggeführt.“ Und nachdem das Volk Versailles erbaut, hat es dasselbe auch noch erobert. Das Blut der Leibwache färbte die Mauern, als es sein Werk in Besitz nahm. Bedarf es einer weitem Begründung des Rechts als Arbeit und Sieg?

Poetische Gemüther, welche die Einsamkeit lieben, besuchen Versailles an Werkeltagen, und träumen in seinen stillen Laubgängen von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, als der Dichter hier mit dem König ging. Ihre Phantasie belebt den Hain mit verliebten Schatten und glänzenden Traumbildern. In den Wipfeln der Bäume hören sie Racine's und Molière's Verse rauschen, und der funkelnde Wasserspiegel strahlt ihnen den Prunk des Hofes wieder. Diese Erscheinungen zeigen sich nur in der Einsamkeit. Sobald die Gegenwart in die Buchsbaumalleen tritt, entweicht die Vergangenheit und mit ihr entfernen sich ihre stillen Verehrer.

Am ersten Sonntag eines jeden Sommermonats spielen die sogenannten Kleinen Wasser. Dann eilt der ehrsame Bürger mit seiner Familie hin. Er träumt nicht im Schatten der Bäume; ihm zaubert die Phantasie keine Erinnerungen ins Leben; seine geschichtlichen Kenntnisse reichen nicht über 1789 hinaus; höchstens hat er von den Schändlichkeiten des Hirschparks gehört. Geht er mit Frau und Kindern in der herrlichen Wasserallee, denkt er nicht der Dubarry, die den Schatten dort so liebte, daß sie täglich mit ihrem kleinen Neger Zamor hinkam, von dem sie sich die Schleppe tragen ließ. Er will nur in dem herrlichen Grün die anmuthige Kühle genießen und die schnurgeraden Buchsbaumhecken, die prächtigen Vasen, die zahllosen Statuen, die Wunderwerke aller Art anstaunen. Versailles ist ihm ein Zauberpalaß, das kühnste Gebilde der schöpferischen Phantasie. Je finsterner und kümmerlicher er gewöhnlich lebt, desto tiefer ergreift ihn an solchen Festtagen die Pracht und die Schönheit dieses Feenschlosses.

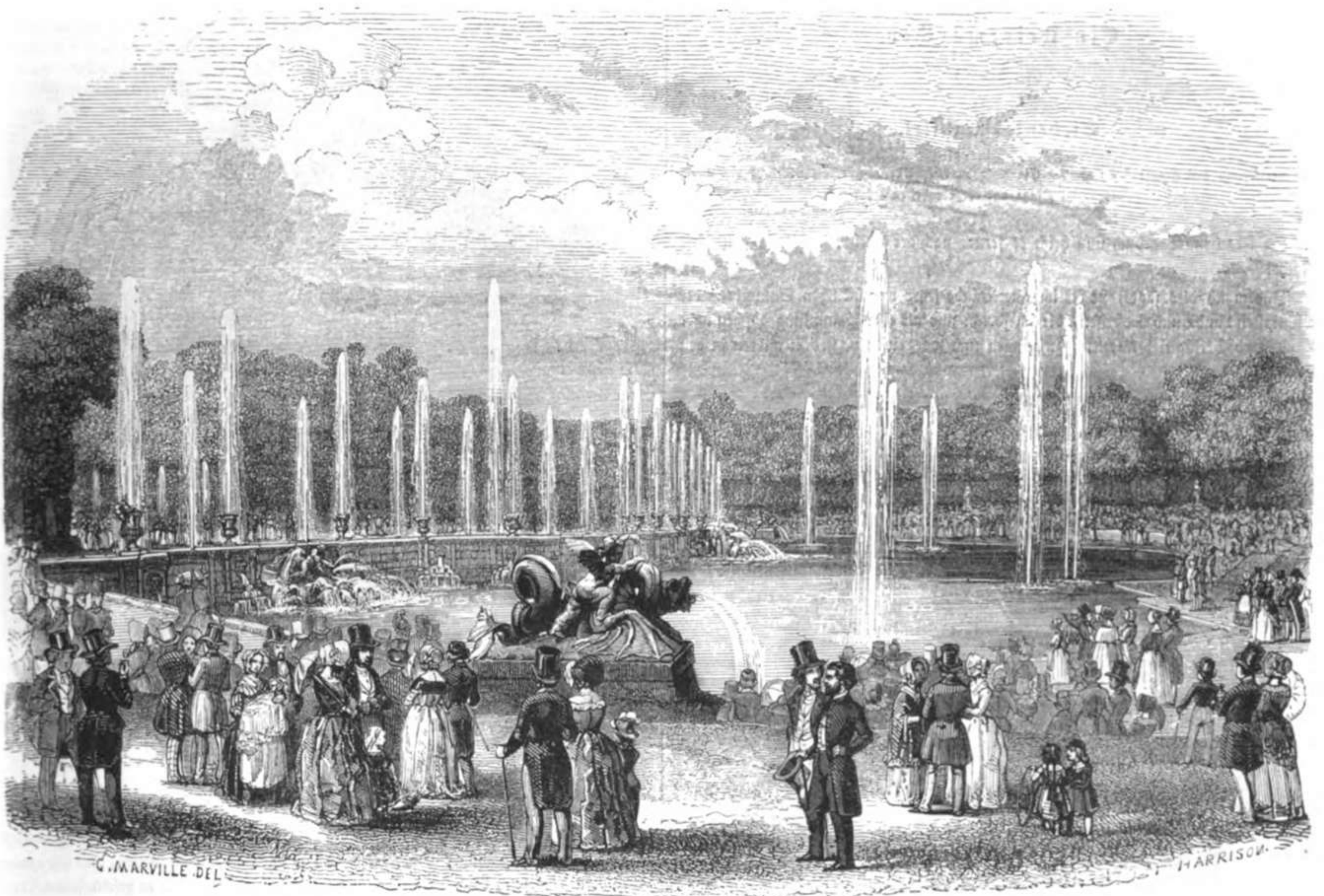


Fontaine von Point du jour.

Kommen dann aber die Tage, wo die „Großen Wasser“ springen, so entsteht eine wahre Völkerwanderung. Alle halbe Stunden gehen auf beiden Ufern der Seine Eisenbahnzüge von Paris nach Versailles ab; jede Fahrt gießt einen neuen Menschenstrom dort aus. Zuerst werden die weiten Säle des Schlosses durchwandert, in denen der Kunstsin, die Baulust, die Prachtliebe und die Menschenkenntniß des Königs eine Gemäldesammlung aufgestellt hat, die sich eben so sehr durch einzelne Meisterwerke, wie durch die Menge der Darstellungen und ihr Streben nach Verherrlichung des Nationalruhms auszeichnet. Aus den Steinwänden geht's in die Baumgänge und unter das Laubdach. Während dort Einige im „Garten der Königin“ den Duft der Blumen athmen, Andere sich auf dem weichen Rasen tummeln, Manche mit geschlossenen Augen geradeaus zu gehen versuchen: rauschen plötzlich die Springbrunnen, verbreitet sich eine angenehme Kühle in der Luft, beginnt ein feuchter Luftzug das Laub zu bewegen, erwachen die geschwägigen Undinen und murmeln die Wellen — strepit lymphe loquax. Erst rieselt es leise im Boden, dann hört man einzelne Töne, endlich hebt es an zu rauschen. Jetzt scheint von jedem Baum eine murmelnde Quelle umschlossen, hinter jedem Dickicht eine seufzende Najade versteckt, in jede Vase ein silberstimmiges Zwerglein gebannt. Diese sanften Laute durchdringen bald die kräftigeren Stimmen der großen Behälter mit tieferen Tönen. Funkelnd schleudern sie ihre Wassersäulen in die Luft und schäumend zerfließen die schimmernden Tropfen im Sonnenschein. Neu belebt sich der ganze Park. Die alten Heldengestalten scheinen ihre Stirn zu entzuzeln und der lachende Faun über



Die Wiesenallee.



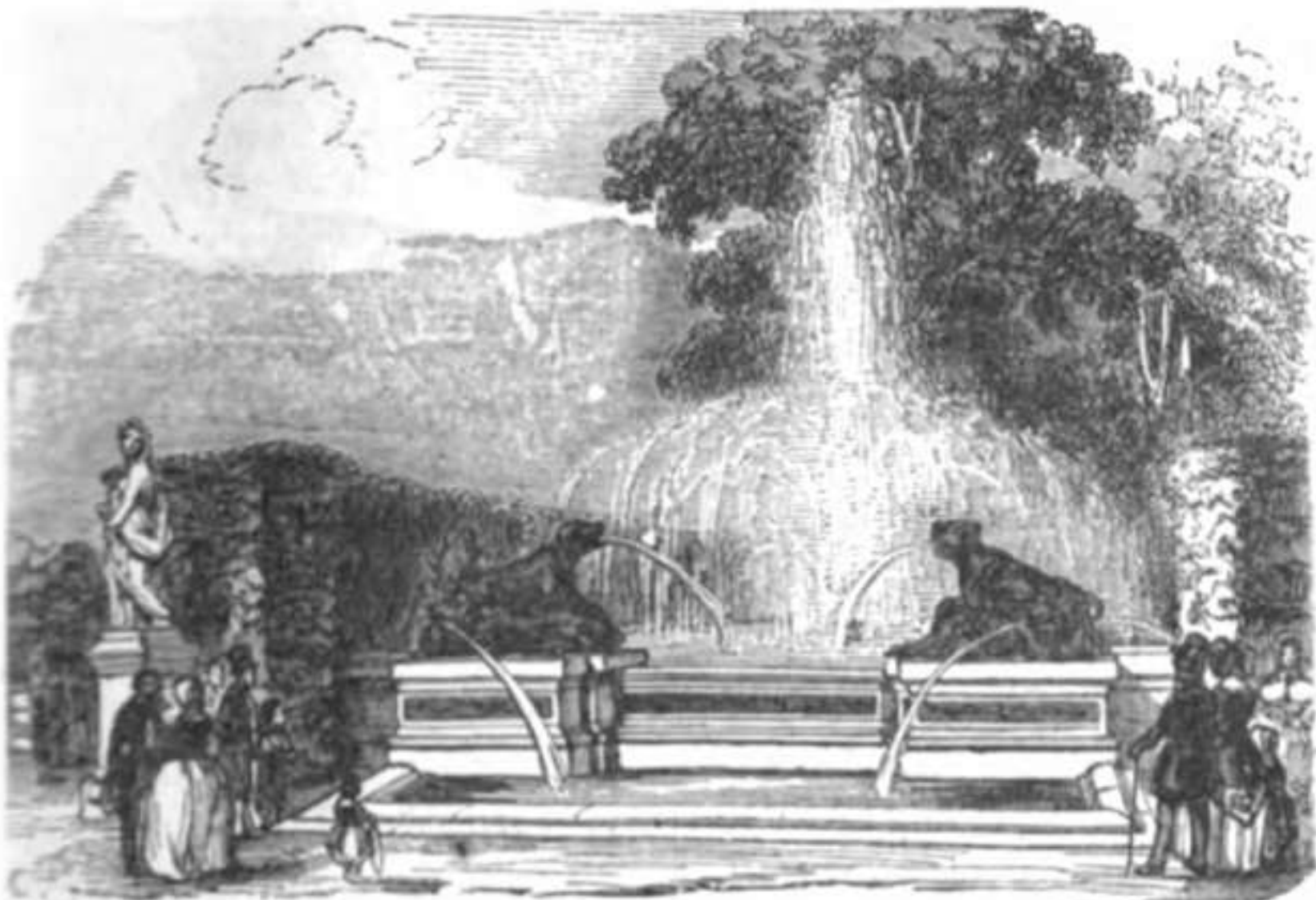
Das Drachenbassin.

die allgemeine Heiterkeit zu erstaunen, die plötzlich von allen Seiten zum Ausbruch kommt und die Luft mit Jauchzen erfüllt. Alles drängt jetzt und eilt. Athemlos rennen die Erwachsenen umher. Mit Gewalt müssen die Kinder fortgezogen werden, denn sie können sich nicht satt sehen und doch haben sie nur eine Stunde, eine einzige Stunde, um all die Herrlichkeiten zu bewundern. Ein Blick nach dem Titanen und seiner Felslast, nach der Wassergarbe des Drachen, nach dem Saturnusbecken und dem Musenplatz: dann eilt man zu den Hauptpunkten. Da ist zunächst Latona mit ihren Kindern Apollo und Diana. Sie steht Jupiter an um Rache für die Beleidigung der groben Bauern. Mit einem majestätischen Wasserstrahl bringt sie die Frechen zum Schweigen, und statt ihrer Schmähungen erheben sich anmuthiggeformte Wasserbogen aus Fröschen zu ihr. Dann folgt Apollo mit seinem Biergespann, umgeben von Delphinen und Tritonen. Drei prachtvolle Wassersäulen steigen vom Wagen aus 50 — 60 Fuß hoch in die Lüfte empor, und hinter ihrem hellleuchtenden Schleier erglänzt der Gott des Lichts in seiner ganzen Schönheit, ein würdi-

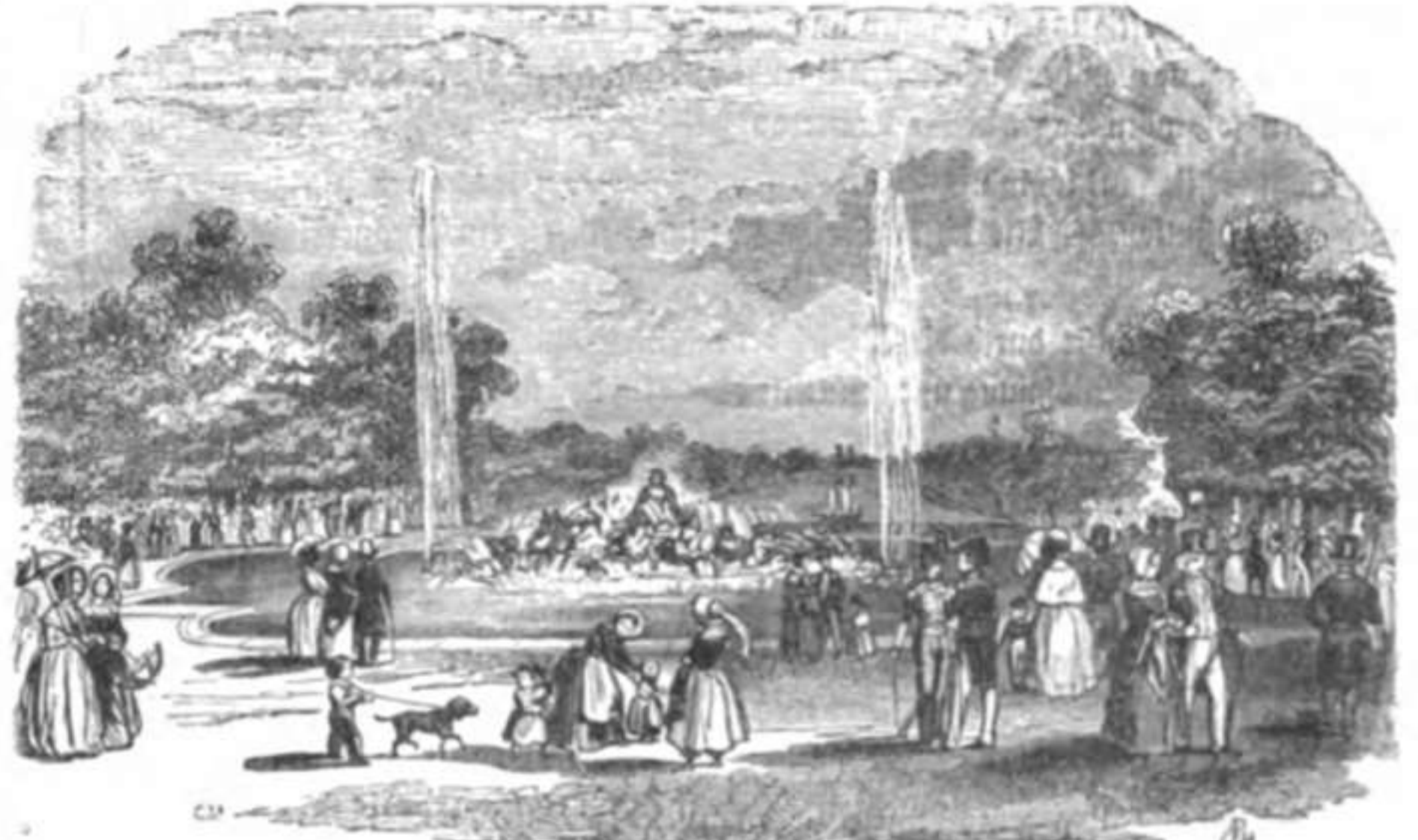
ges Sinnbild der Sonne, die ihn von oben bestrahlt und jeden Wassertropfen mit allen Farben des Regenbogens schmückt. Dieser Himmelsfahrt müde, ruht der Gott weiterhin im Gebüsch des Apollobades aus. Frei weiden die wiehernden Rosse neben ihm; er selbst lehnt, von Nymphen bedient, in einer Felsgrotte am Eingange des Palastes der Thetis. Endlich geht es zum größten und schönsten Punkt: dem Drachenstück und Neptunsbecken. Auf den immer grünen Rasen gelagert, der das Meisterwerk Gaspard de Marfy's umgiebt, schwelgt man in dem prachtvollen Anblick der in gewaltigen Säulen majestätisch aufsteigenden und in glänzenden Tropfen anmuthig zurücksinkenden Wassermassen. Neptun und Amphitrite in der Mitte, Proteus zur Linken, Oceanus zur Rechten, ein Drache mit Amor an jeder Seite des Beckens, Najaden, Tritonen, Seerferde, Meerlühle — Alles wirkt zusammen und liefert Ströme von Wasser. Aus 22 Metallvasen steigen Wassersäulen auf; zahllose Springquellen erheben sich aus dem Becken selbst; schäumend fließt Alles darin zusammen und es rauscht wie ein sturmgepeitschtes Meer.

Plötzlich wird Alles still; jedes Geräusch hört auf; die Ungethüme verstummen; wie ein Feuerwerk erlöschen die Wassersäulen; die ganze Zauberscheinung verschwindet; nur die Zuschauer bleiben zurück und starren mit offenem Munde nach der Stelle, wo das Wasserspiel war.

Jetzt beginnt Alles an die Rückkehr zu denken, man will jedoch vorher noch den Abend im Park genießen. Erst sieht man von der großen Treppe aus die Sonne untergehen und in ihren letzten Strahlen die Wasserfläche wie ein Goldspiegel erglänzen. Dann geht's wieder zum Rasen hinab, um die Fenster des Schlosses von der scheidenden Sonne beleuchtet zu sehen, während über dem grünen Hügelrücken bereits der Abendstern aufgeht. Statt des Rauschens der Wasser hört man nun die Nachtigall flöten, und der Park erscheint im Abenddunkel noch erhabener und großartiger, als da am Tage das Wasser dort Feenpaläste aus funkelnden Säulen errichtete. Wahrlich, der Park ist jetzt schöner als zu Ludwig XIV. Zeit! Das Wasser nahm ab, die Bildsäulen wurden schwarz, aber die Bäume wuchsen und ihr Laub gewährt kühlere Schatten.



Bassin des Saturn.



Der Wagen des Apoll.

Ein Reismärchen.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Die Fortsetzung aus Franzens Tagebuch. Ein Auto da Fé. Allerlei andere schauerliche und merkwürdige Dinge und Begebenheiten.

In Franzens Tagebuch nun heißt es ferner nach der Stelle: „Wie lang ist diese Nacht!“

Indem ich dies sagte, packte ich alle Bände jener unglücklichen Sammlung der wichtigsten Land- und Seereisen, die ich fortan nur als eine Sammlung abscheulicher Land- und Seelügen betrachtete, zusammen und warf einen nach dem andern in den Ofen.

„Verbrennt!“ rief ich, „denn Ihr habt mich unglücklich gemacht.“



Es gab ein schönes helles Feuer. Als die Flamme Alles ausgezehrt hatte, athmete ich freier und zündete mir lustig meine Pfeife mit einem herausgefallenen Blatte dieser Münchshausiaden im großen Style an.

Aber die Spannung dauerte nicht lange. Der gewaltsame Bruch mit meinen bisherigen Beschäftigungen, Plänen und Träumen hatte mich heftig erschüttert und der rasche Uebergang von der quälendsten Unruhe zur lachenden Perspective des an Glück so reichen folgenden Tages meine Kräfte aufgerieben.

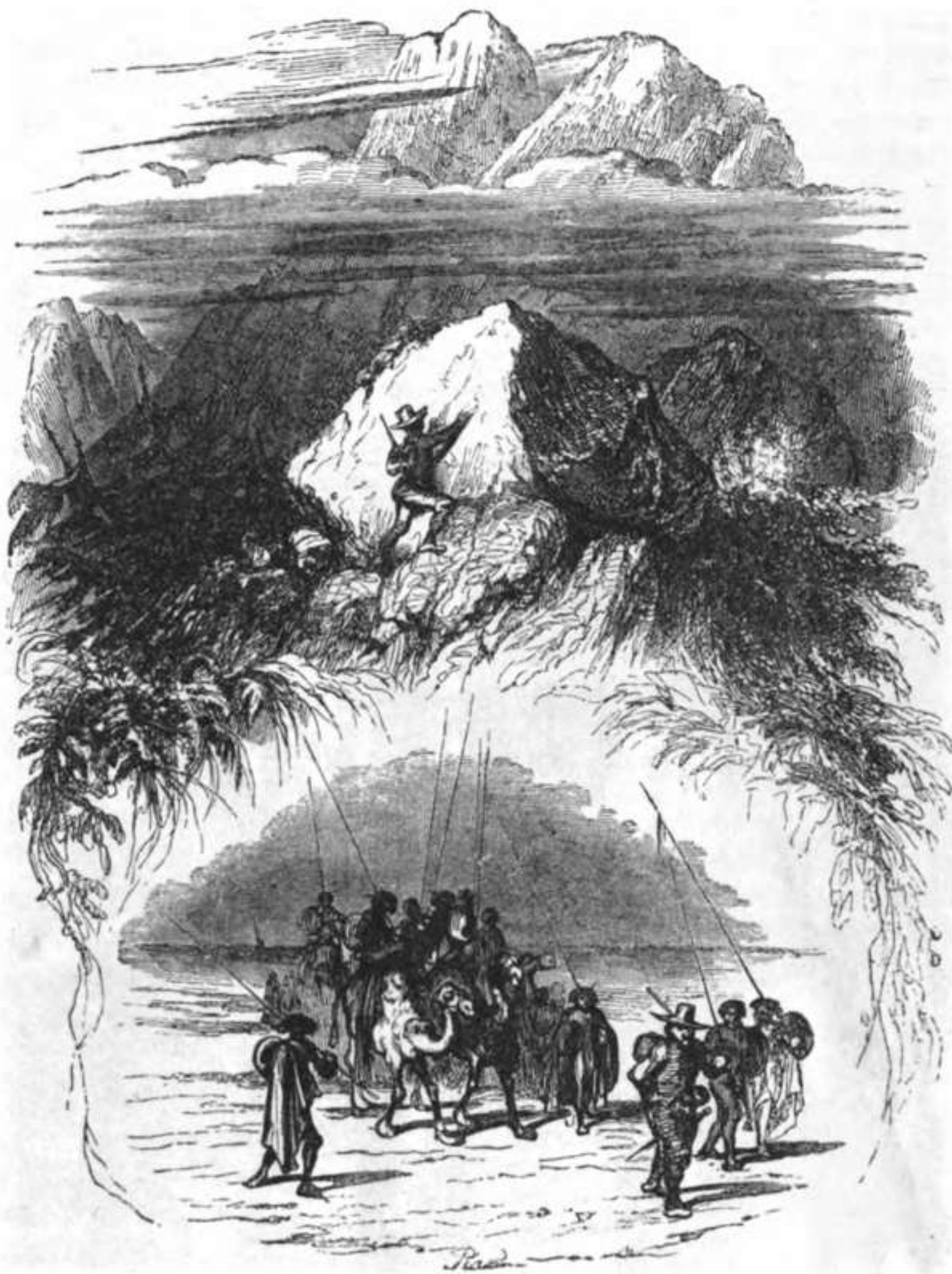
Dhnmächtig sank ich in meinen Lehnfessel. Der Kampf war zu heftig gewesen für meine Constitution. — Als ich wieder zu mir kam, stürzte ein Thränenstrom mir aus den Augen.

Der Wind brauste durch die Wipfel der mit Reif und Schnee bedeckten erstarrten Bäume vor meiner Wohnung und schüttelte die Aeste, daß sie knarrten und dröhnten.

Rund um mich her aber herrschte, wenn der Sturm schwieg, eine Todtenstille, und man hörte deutlich das leise Knistern, das der Frost in den Krystallen der Fenster Scheiben hervorbringt, indem er tausend und aber tausend seltsame Figuren dort bildet.

Ich legte die letzten Scheite Holz in den Ofen . . . Meine müden Augen blickten wider meinen Willen nach den seltsamen Figuren der Fenster Scheiben. Der Rauch meiner Pfeife, der in bläulichen Wolken zwischen ihnen und mir emporstieg, schien ihnen ein wunderliches Leben zu verleihen.

Bald sah ich ungeheure Felsen, die sich wie riesenhafte überhängende Bogen wölbten.



Dann wieder lange, dunkle, mit dichtem Schnee bedeckte Tannemwälder.

Gleich darauf drang ich in unendliche Bergschluchten ein, die sich immer weiter zogen, je tiefer ich kam. — Und Alles war bald mit namenlosen Wesen, mit seltsamen Gestalten bevölkert, die sich hier schweigend aber voll rastloser Eile in geschlossenen Krei-



sen drehten, dort in einem wilden Durcheinander auf sich einstürzten; bald aber auch war es nur eine wilde, wüste Einöde, ohne die mindeste Spur von Leben.

Der finstere Anblick dieser unbeweglichen Natur weckte tausend verwirrte Erinnerungen in mir, wie von einer Welt, die nicht mehr vorhanden ist.

War denn diese von dem Froste überfallene Vegetation mit ihren eleganten, aber unter ewigem Winter erstarrten Formen nie jung, frisch und grün gewesen?

Mir war zu Muth, als sähe ich das Phantom aller meiner schönen und glänzenden Reiseträume; meine Erinnerungen wurden zu Visionen, meine Blicke verdunkelten sich und meine Lampe warf ein blendendes Licht auf alle diese Gegenstände. Mich durchschauerte ein eisiges Grösteln.

Das Feuer im Ofen erlosch und ich fühlte nicht die Kraft in mir, es wieder anzuzünden.

Meine erstarrten Glieder weigerten sich, mir zu gehorchen, und ich fuhr fort, mechanisch in den weiten Einöden umher zu irren, die sich vor mir geöffnet hat-



ten. Allmählig versank ich dann in ein ruhiges und tiefes Träumen.

Die Stille um mich her wurde immer größer; bald hörte ich weder draußen den Wind mehr, noch jene geheimnißvollen Stimmen, die gewöhnlich hinter den halbver-

brannten Kohlen eines erlöschenden Feuers zu flüstern pflegen.

Endlich herrschte die Stille überall. Der Wächter auf dem alten Thurme stieß zwölf Mal in sein Horn. Es war Mitternacht.



Ich hörte nun Nichts mehr und schlief ein.

Plötzlich fuhr ich aus meinem Schlummer auf. Ein kurzer, rascher Schlag wurde an meine Thür gethan. — Erschreckt rief ich: „Hercin!“

Kaum hatte ich dies Wort so höflich wie möglich für einen plötzlich aus dem Schlaf gestörten Menschen ausgesprochen, als ich auch schon — nicht ohne Furcht — bemerkte, daß ich nicht mehr allein sei . . .

Und doch war der späte seltsame Gast Niemand Anderes als Walter — mein guter lieber Walter — dasjenige Wesen, das mir nach Maria das Liebste auf der Welt war.

Walter aber schien so bleich, so entsetzt, so ganz anders als gewöhnlich, daß sein Geist, wäre er gestorben und aus dem Grabe gestiegen, um mich zu besuchen, ebenso hätte aussehen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Southey's Tod.

Der englische Dichter und Geschichtschreiber Robert Southey hat sich durch eine ungemein große Anzahl poetischer und historischer Werke nicht minder, als durch seine republikanischen und kirchenfeindlichen Gesinnungen in der Jugend und sein Eifern für Hochkirche und Torypartei im Mannesalter bekannt gemacht.

Mit dem Stolz dieser Ansichten und der Genauigkeit eines Biographen pflegte er von seiner Genealogie zu sprechen. Sein Vater war ein Leinwandhändler in Bristol und er selbst wurde dort am 12. August 1774 geboren. Nach seiner eignen Angabe kam er als sechsjähriger Knabe in die Erziehungsanstalt eines Anabaptistenpredigers, Namens Foote, genoss dann den Unterricht eines Herrn Flower zu Corston und eines Herrn William Williams, „eines Wallisers, bei dem nicht viel Gelehrsamkeit zu holen war“, und wurde im Jahr 1788 von einem Onkel, Namens Hill, der Gesandtschaftsprediger in Lissabon war, in die Westminsterschule und im Jahre 1792 auf die Universität Oxford gebracht, wo er sich dem geistlichen Stande widmen sollte. Allein er neigte sich damals so sehr zu den Lehren der Antitrinitarier und hegte auch solche revolutionaire Gesinnungen, daß er sich bewogen fand, im Jahre 1794 vor Vollendung seines Studiums die Universität zu verlassen. In demselben Jahre erschienen seine ersten Gedichte in einer Sammlung, die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Lovell unter den Namen Moschus und Bion herausgab. Mit mehreren jungen Leuten, unter denen auch Lovell und Coleridge, kam er auf den Einfall, an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika eine Musterrepublik zu begründen. Da aber alle Theilnehmer mehr Theorien, als Mittel zur Ausführung besaßen, so mußte dieses Utopien aufgegeben werden. Im Novbr. 1795 verheirathete Southey sich mit Miss Edith Fricker aus Bristol, deren Schwester Coleridge heirathete. Im folgenden Winter machte er eine Reise zu seinem Onkel nach Lissabon, während sein episches Gedicht Joan of Arc oder die Jungfrau von Orleans, das er größtentheils schon in Oxford vollendet hatte, bei einem Buchhändler in Bristol erschien. Schon im folgenden Sommer kehrte er dahin zurück, ging dann nach London, reiste 1800 — 1 auf der pyrenäischen Halbinsel, nahm hierauf eine Stelle als Privatsecretair in Irland an und zog endlich im Jahr 1803 nach Keswick in Cumberland, wo er bis zu seinem Tode in Greta-hof wohnte. Als im Jahre 1813 der Hofpoet Phe starb, ward Southey zu dessen Nachfolger ernannt und im Jahre 1821 zum Doctor promovirt. Sir R. Peel bot ihm schon im Jahre 1835 die Baronetswürde an und da Southey diese, wie auch einen ihm mehrmals angetragenen Sitz im Unterhause ablehnte, erhielt er außer seinem Gehalte als Hofpoet noch eine lebenslängliche Pension von 300 Pfd. Stl. Nach dem Tode seiner ersten Frau im Jahre 1837 vermählte Southey sich zum zweiten Mal mit Miss Caroline Bowles, einer der gefühlvollsten und natürlichsten Schriftstellerinnen der Gegenwart. Das Glück ihrer Ehe dauerte jedoch nicht lange. Southey's Geisteskraft war durch übermäßige Anstrengung erschöpft; eine Wolke umhüllte seinen Verstand und die letzten Jahre vor seinem Tode verbrachte er völlig bewußtlos. Er starb am 21. März 1843 in Greta-hof und ward am 24. März neben seiner ersten Frau auf dem schönen, romantischen Kirchhof von Keswick beerdigt.



Robert Southey.

Southey's literarische Thätigkeit war sehr groß und dennoch zeigen seine Werke eine Gewandtheit, eine Sorgfalt und eine Vollendung, die in unsern eifertigen und oberflächlichen Zeiten immer seltener wird. Seine Hauptdichtungen sind: das Schauspiel *Wat Tyler*, in dem er die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit aufs Entschiedenste geltend macht; das Epos *Joan of Arc*; *Thalaba, the Destroyer* (2 Bde. 1803); *Metrical Tales*; *Madoc* (1805); *The Curse of Kehama* (2 Bde. 1813); *Carmen Triumphale* (Oden auf den Prinzregenten, den Kaiser von Rußland und den König von Frankreich, nach dem Siege der Verbündeten im Jahre 1814); *Roderick, the last of the Goths* (1814); *The Vision of Judgment* (1821). Außerdem hat er eine große Anzahl von kleineren Gedichten herausgegeben, wozu auch das früher dem Professor Porson zugeschriebene und vielbelobte: *Devil's Walk* zu zählen ist, was er eines Morgens beim Frühstück mit Coleridge gemeinschaftlich schuf. Viele von diesen Gedichten leben im Munde des Volks. Ihre bloße Aufzählung beweist schon die umfassenden Kenntnisse und den Fleiß ihres Urhebers, denn sie reichen von dem fernliegenden Aberglauben in der Götterlehre der Hindus und der ältesten Geschichte von England, von Frankreich und von der pyrenäischen Halbinsel bis auf die politischen Veränderungen und Umgestaltungen der neuesten Zeit, an denen auch Southey Theil nehmen sollte. Zwischen dem Erscheinen von *Wat Tyler* und der Herausgabe seiner Apotheose *Georgs III.* war der Dichter von „Freiheit und Gleichheit“ zum „an-

gestammten Recht“ übergegangen und vertheidigte jetzt dieses Extrem als Dichter, als Geschichtschreiber und als Kritiker mit demselben Eifer, gleicher Entschiedenheit und nicht minderer Rücksichtslosigkeit, als er früher für das entgegengesetzte Extrem bewiesen hatte.

Zu seinen Hauptwerken in Prosa gehören die Uebersetzungen: *Chronicle of the Cid* (1808. 4.); *Amadis of Gaul* (4 Bde. 1803); *Palmerin of England* (1807); die Aufsätze, wie *Letters of Don Manuel Espriella from England to Spain* (3 Bde. 12.); *Letters from Spain and Portugal, and Travels in those Countries* (eine Schilderung seines Aufenthalts auf der pyrenäischen Halbinsel); *An Account of the Madras System of Education, founded by Dr. Andrew Bell*; *Sir Thomas More's Colloquies upon the Progress and Prospects of Society* (2 Bde.) und die kleineren *Omniana* (2 Bde. 12.); die geschichtlichen Darstellungen: *Book of the Church* (eine polemische Schrift zur Vertheidigung der Hochkirche in 2 Bdn.); *History of the Peninsular War* (6 Bde. 1822 — 28); *History of the Brazils* (3 Bde. 1810 u. 4.); die Kritiken, wozu besonders seine Beiträge zum *Quarterly Review* und früher zu dem *Edinburgh Annual Register* gehören, von denen er unter dem Titel *Essays Moral and Political* eine Auswahl herausgab; endlich seine biographischen Schriften, unter denen *Life of Nelson* (2 Bde. 1813 und in einer abgekürzten Bearbeitung in der *Family Library* 1831) eine der populärsten und besten Lebensbeschreibungen in englischer Sprache ist, voll hoherziger Gesinnungen und in einem tadellosen Styl; ferner *Life of John Wesley* (2 Bde. 1820), *Life of Cowper*, *Life of Chatterton*, *Life of Kirke White of Nottingham*, in dem sich Southey von einer seiner liebenswürdigsten Seiten zeigt.

Seine Pflichten als Hofpoet erfüllte Southey wie ein Mann von selbstständigem Charakter und unabhängiger Gesinnung. Die knechtische Sitte, ein Jahr wie das andere die Mitglieder des Königshauses zum Ueberdruß mit Geburtstagschmeicheln zu überschütten, weshalb noch Sir Walter Scott die ihm ebenfalls angebotene Stelle nicht annahm, schaffte Southey ab. Er beschränkte sich darauf, solcher Vorfälle, die seiner Feder würdig schienen, in der ihm gelegenen Zeit und Art zu gedenken. Die Vermählung der Prinzessin Charlotte bot einem Hofpoeten die vortrefflichste Gelegenheit zum Schmeicheln; Southey aber trat in seiner Festrede mahnend auf und erinnerte daran, welche Pflichten einem Fürsten obliegen und was das Volk von ihm zu erwarten berechtigt sei.

Obwohl der Parteiwchsel und besonders der Uebergang von liberalen zu conservativen Ansichten in England nicht selten ist, so waren doch Southey's Grundsätze früher zu grell hervorgetreten und seine Bekämpfung der ehema-

ligen Meinungsgegnen trug später einen allzu feindseligen Charakter, um ihm Ansprüche auf Schonung zu geben. Auch hatte die Veränderung seines politischen Glaubensbekenntnisses so viele äußere Vortheile zur Folge, daß ein Zweifel, ob sie wirklich bloß das Ergebnis größerer Einsicht und genauerer Kenntniß sei, allerdings nicht ohne Grund war. Southey selbst erklärt indeß in der neuesten Auflage seines *Wat Tyler*, den er dabei als eine „Jugenddichtung“ bezeichnet, er schäme sich ebensowenig, in seinen ersten Lebensjahren Republikaner gewesen zu sein, als er sich schäme, einst ein Knabe gewesen zu sein. Die Kritik ertrug er überhaupt mit großer Gemüthsruhe, obwohl sie nicht selten durchaus persönlich und höchst verlegend gegen ihn war. Auch Lord Byron, den er in seinem seltsamen Gedicht *The Vision of Judgment* das Haupt der satanischen Schule genannt hatte, griff ihn heftig an. Er nahm aber kaum Notiz von diesen Anstrengungen seiner Gegner und die bedeutendste Aeußerung, welche von ihm darüber bekannt ist, findet sich in der Vorrede zum vierten Bande der Sammlung seiner Gedichte, wo er über sein Verhältniß zu Wordsworth und Coleridge sich näher erklärt.

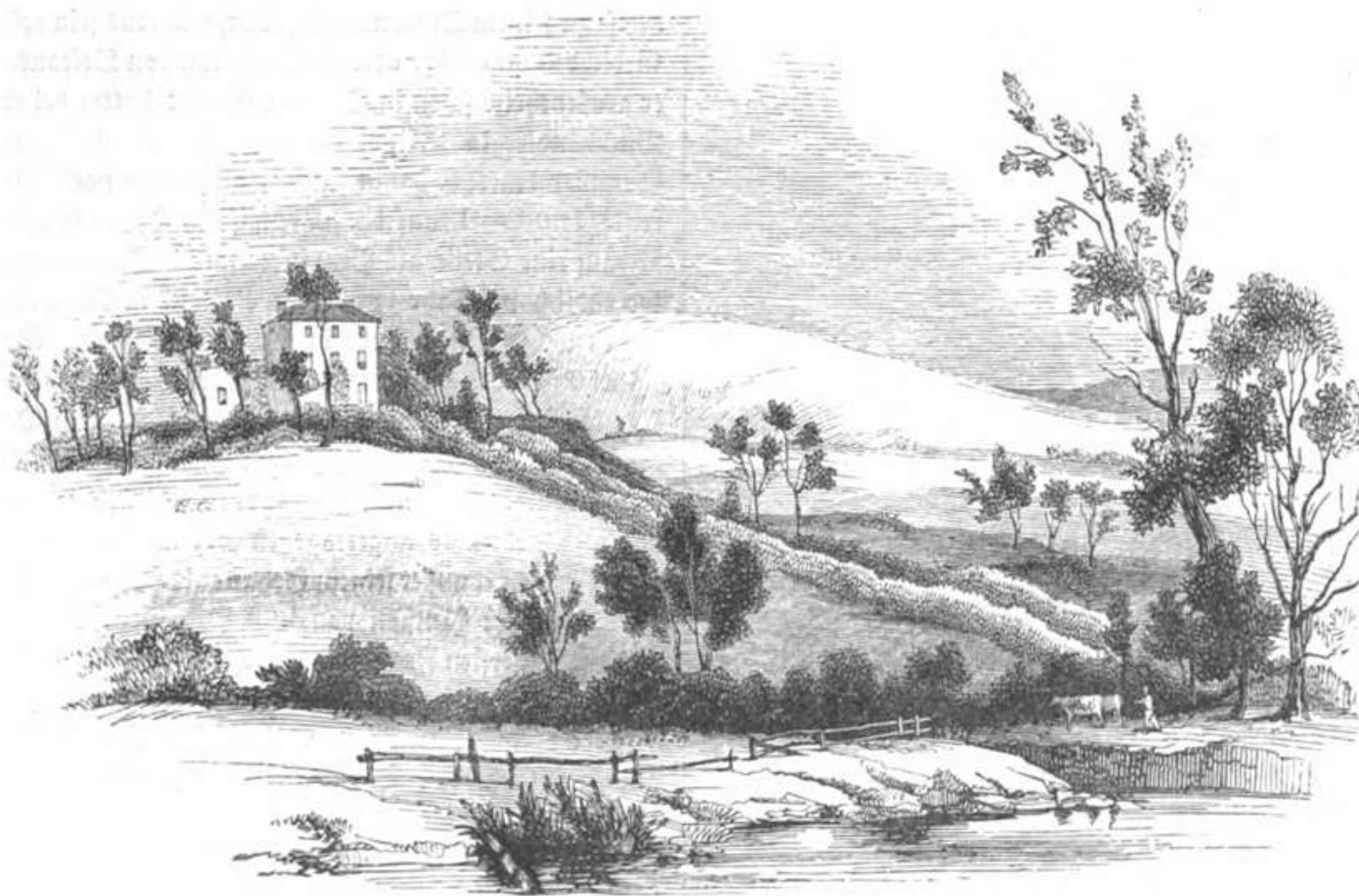
Southey, Wordsworth und Coleridge waren vertraute Freunde, und obwohl sie alle auf demselben Felde dem Ruhme nachstrebten, wurde ihr gegenseitiges Verhältniß doch nie durch Neid oder Eifersucht auch nur vorübergehend getrübt. Als Gatte, als Vater und als Freund war Southey ein Muster von Liebenswürdigkeit und Pflichttreue. Abgesehen von den Ansichten, die er zuweilen so leidenschaftlich verfocht, bewies er sich wohlwollend, großmüthig, nachsichtig und namentlich rüchlich, was bei einem Schriftsteller, den ununterbrochene Anstrengung vor der Zeit alt machte, sehr viel sagt. Seine politischen Gesinnungen mögen in Frage zu stellen sein, seine Werke sich weniger durch Originalität, als durch Reinheit der Sprache, Eleganz des Stils, Reichthum an Bildersmuck und metrische Gewandtheit auszeichnen: als Mensch wird Robert Southey stets hochachtungswerth dastehen. 15.

Modebericht.

Es freut uns, heute unsern Lesern das bereits in der dritten Nummer ausführlich beschriebene Amazonenkleid von Humann nun auch im wohl gelungenen Bilde vorzuführen zu können.



Amazonen von Humann.



Southey's Haus, Greta-hof.